99.3963a-3

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, C. N. Osiander

und G. Schwab.

Drittes Bändchen.

Ciceros Werke I.

Zweite Auflage.

~~Ad libros Anselmi Polling.~~

John Dimpfl.

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, Professor zu Tübingen,
C. N. Osiander und G. Schwab,
Professoren zu Stuttgart.

Drittes Bändchen.

Zweite unveränderte Auflage.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper
in Wien.
1827.

SBR069026538208

Marcus Tullius Ciceros
Werke.

Erstes Bändchen.

Tusculanische Unterredungen,

übersetzt
von
Friedrich Heinrich Kern,
ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Tübingen und Superattendenten des theologischen Seminars daselbst.

Erstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.
1827.

Einleitung.

Marcus Tullius Cicero, auf seines Vaters Marcus Landgute bei Arpinum in Neu-Latium, unter dem Consulate des Quintus Servilius Cäpio und Cajus Atilius Serranus, im Jahr 106 vor Chr., 648 der Erbauung Roms (Varronischer Zeitrechnung), nach seiner eigenen Angabe am 3. Januar geboren, stammte väterlicher Seits aus einem geachteten, aber in der Dunkelheit gebliebenen Geschlechte jener Municipalstadt, deren Einwohnern mit dem Römischen Bürgerrechte seit bald einem Jahrhunderte jeder Zugang zu den höchsten Staatsämtern Roms geöffnet war, und die schon in Cajus Marius dem Römischen Freistaat einen Bürger von großem, aber furchtbarem Ruhme gegeben hatte. Einen unbefleckteren und nicht weniger unsterblichen Namen erwarb sich sein Mitbürger Cicero. Schon als Knabe durch seltene Fähigkeiten ausgezeichnet, von einem Vater, den Kränklichkeit an die Wissenschaften fesselte, erst auf seiner Villa, dann wahrscheinlich zu Rom, wo dieser ein Haus besaß, unter Römischen und Griechischen Leh-

rern in beiden Literaturen unterrichtet, von den größten Rednern seiner Zeit, Crassus und Antonius, zur Beredtsamkeit angeleitet, im siebzehnten Jahre dem ersten Rechtsgelehrten und großen Staatmanne Quintus Mucius Scävola, dem Augur, einem liebenswürdigen Greise, zugeführt, aus eigner Wahl zu den Füßen Griechischer Philosophen und Rhetoren sitzend, strebte Cicero von Jugend auf mit leidenschaftlicher aber edler Ruhmbegierde, den vielseitigen Literator, den großen Staatsmann und öffentlichen Redner, den gründlichen Forscher im Gebiete der Philosophie in Einer Person zu vereinigen. Sein Geist, seine Bildung, die Verfassung und das Geschick seines Vaterlandes, wie seine eignen Schicksale, alles wirkte günstig bei ihm zur Erreichung dieses hohen Zieles zusammen. Von den ersten Uebungen des Styls und Uebersetzungen der Griechen weg, führte ihn der Bundesgenossenkrieg, noch ehe er das Forum, das er sich im Geiste als seinen Weg zu den höchsten Staatswürden erkoren hatte, unter dem Vater des großen Pompejus und Sulla, dem nachmaligen Dictator, in's Feld; denn das Kriegshandwerk durfte keinem angesehenen Römer fremd bleiben. Zu jung, um in den Marianischen Unruhen Partei zu nehmen, konnte später der Jüngling Redekunst und Philosophie unter

Griechischen Lehrern, besonders dem Akademiker Philo und dem Stoiker Diodotus, weiter pflegen, und auf dem Forum die großen vaterländischen Redner hören und studieren. Die Gräuel der Sullanischen Dictatur aber trieben den zum Manne Herangewachsenen, nachdem er zum erstenmal in einem Criminalprocesse als Vertheidiger und Redner gegen einen Günstling des schrecklichen Sulla muthig und mit dem glänzendsten Erfolg aufgetreten war, nach Athen, auf die hohe Schule aller Wissenschaft, wo er zugleich seinen durch Arbeiten und Kraftaufwand abgemagerten und ohnedas schmächtigen Körper zu erholen und zu stärken gedachte (N. R. E. 675). Hier verlebte er sechs glückliche Monate mit dem berühmten Akademiker Antiochus von Ascalon, seinem Jugendfreunde Titus Pomponius (Atticus) und mehreren Rhetoren, bereis'te sodann die Provinz Asien und bildete sich zu Rhodus nach dem berühmten Kunstredner Molo, von dem er besonders der Ueberfülle jugendlichen Redeschmucks Schranken setzen lernte; ebendaselbst kam er in Verbindung mit dem Stoiker Posidonius, und benützte eifrig dessen Unterricht und Umgang. Nach zwei vollen Jahren kehrte er (im Jahr 677), jetzt ein Mann von dreißig Jahren, am Leibe gestärkt, am Geiste vollkommen gebildet, nach Rom zurück, und

trat von nun an als öffentlicher Sachwalter, mit Cotta und Hortensius, den größten Meistern in der gerichtlichen Beredtsamkeit, aufs glücklichste wetteifernd, in einer Reihe von Processen auf. Wahrscheinlich um diese Zeit verheirathete er sich mit Terentia, und das folgende Jahr bewarb er sich um den ersten Staatsdienst, mit dem der Zutritt zum Senate verbunden war, ward Quästor von Sicilien, von wo aus er das vom Hunger heimgesuchte Rom mit Getreide versah, ohne die Einwohner zu bedrücken: und wurde dann, nach wieder aufgenommenen Geschäften auf dem Forum, zum curulischen Aedil designirt (im J. R. 684). In diesem Jahre trat er zu Gunsten der Sicilier als Kläger des Verres, ihres gewesenen Prätors, auf, der sich Bedrückungen und Erpressungen aller Art erlaubt hatte, und siegte durch seine hinreißende Beredtsamkeit über Hortensius, den berühmten Vertheidiger des Angeklagten. In der letzten dieser Verrinischen Reden (von welchen jedoch nur die zwei ersten gehalten wurden) erscheint Cicero, seinem politischen Glaubensbekenntnisse nach, noch derjenigen Partei zugethan, der das aufstrebende Verdienst ohne Geburt seiner Natur nach angehören muß: er ist ein Gegner der Adelsclasse. Inzwischen stieg er zu immer höheren Würden, beklei-

dete im Jahr 685 das ihm zugesprochene Aedilenamt, und gelangte im Jahr 688 zur Prätur. Als der große Redner in diesem Jahre seine Stimme zu Gunsten des vom Volke vergötterten Pompejus erhob, und den Vorschlag des Volkstribuns Manilius, der den Krieg gegen den König in Pontus, Mithridates, aus den Händen des Lucullus in die des Pompejus zu spielen beabsichtigte, so beredt unterstützte, da glaubte er ohne Zweifel redlich, noch im Sinne der democratischen Partei zu handeln; denn die Aristocraten im Senate waren es, die sich dem Antrage widersetzten. Allein als Pompejus die Maske abwarf, und sich selbst an die Spitze der Aristocratie stellte, fand sich Cicero so genau durch die Bande der Freundschaft mit jenem verbunden und bedurfte auf dem Wege zum Consulate so sehr seiner Macht und seines Ansehens, daß er von dieser Zeit an selbst als Vertheidiger der altaristocratischen Verfassung Roms in seinen Reden und seinen Handlungen erscheint. Bald darauf ward ihm während seines Consulats (im Jahr 691) das Glück und die Ehre zu Theil, diese alte Verfassung gegen die Verschwörung Catilina's und seiner ruchlosen Genossen, deren Ziel der Umsturz aller Formen, und eine nur den Bösewichtern günstige Anarchie war, zu beschützen und Rom dadurch zu

retten. „Von dieser Zeit an, sagt Wieland vortrefflich, scheint er nur im Andenken dieses Jahres gelebt zu haben. Sein Consulat machte ihn in seinem eignen Urtheile wie in den Augen der Nachwelt den größten Männern aller Zeiten gleich. Und wenn sich auch in jenes Urtheil etwas mehr Eitelkeit einmischte, als dem Stoiker ziemen möchte, so wird doch immer wahr bleiben, daß Cicero während seines ganzen Consulats seine dem Römischen Volke gegebene feierliche Zusage auf die edelste und vollständigste Art erfüllte; daß er in seiner ganzen Amtsführung Muth, Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit, Klugheit, Wachsamkeit, Thätigkeit und Beharrlichkeit, kurz alle Eigenschaften, die zu gefahrvollen Zeiten in dem Oberhaupt eines großen Staats vereinigt seyn sollen, in einem Grade zu Tage legte, der in der Römischen Geschichte ohne Beispiel ist.“ Diese Handlungsweise ist um so größer, je gefahrvoller dieselbe und je mehr sich Cicero der Gefahr bewußt war. Nicht nur die geheimen Anhänger der Verschwörung machte er sich dadurch zu Todfeinden; auch die Mächtigsten aller Parteien, ja sein ehrgeiziger Freund Pompejus selbst, wurden ihm aus Eifersucht gram, und die neuen Triumvirn, zum Sturze der Verfassung verbunden, stellten dem treuen Vertheidiger derselben in dem durch per=

sönlichen Haß aufgeregten Volkstribun Clodius einen unversöhnlichen Feind entgegen. Dieser griff ihn mit der Anklage, während seines Consulats Römische Bürger gegen das Gesetz hingerichtet zu haben, an, und nöthigte den von seinen meisten Freunden Verlassenen zu einer freiwilligen Verbannung (März 696), die unser Cicero mit einem Kleinmuth ertrug, der nach der Seelenstärke, mit welcher er die drohende Gefahr in's Auge gefaßt und verachtet hatte, nicht angenehm überrascht. Seine Verbannung wurde durch ein Gesetz bekräftigt, seine Häuser wurden niedergerissen und verbrannt, seine Güter die Beute seiner Feinde. Während Cicero zu Macedonien, obwohl von Freunden getröstet, doch im Elend lebte, zerfiel Pompejus mit Clodius, und gegen alle Umtriebe des letztern wurde endlich unter den Consuln Lentulus und Metellus im Tempel der Ehre und Tugend, welchen Cicero's Landsmann, Marius, aus der Cimbrischen Beute erbaut hatte, die Zurückberufung Cicero's beschlossen, auch bald darauf, jetzt erst unter thätiger Mitwirkung des Pompejus und Julius Cäsars, dieser Beschluß in ein Gesetz verwandelt. Seine Rückkehr (den 4. Sept. 697) glich einem Triumphzuge. Er selbst nannte diese Wiederkunft den Anfang eines neuen Lebens für ihn. In dem Gefühle der Dankbarkeit

schloß er sich jetzt wieder aufs engste an Pompejus und Cäsar an, und kehrte nur zuweilen zu der unabhängigen Weise zu denken und zu handeln zurück, welche seine Freunde, ein Cato und andere altverfassungsgläubige Aristocraten nie verläugneten. Unter den vielen öffentlichen und Privat-Rechtshändeln, die er in dieser Zeit ausfocht, zeichnet sich die obwohl vom Erfolge nicht gekrönte Vertheidigung seines Freundes Milo aus, welcher den Todfeind Cicero's, Clodius, der jedoch seit längerer Zeit unschädlich geworden war, erschlagen hatte. Pompejus arbeitete gegen den Milo, ohne übrigens seine Freundschaft gegen Cicero zu verläugnen.

Im Jahr 703 öffnete sich eine neue Scene in Cicero's Leben; er erhielt die Statthalterschaft von Cilicien und Cypern und bekleidete dieses Amt mit musterhafter Uneigennützigkeit und Humanität; zugleich trat er als Feldherr gegen die Parther auf, und wurde nach dem Siege von seinen Soldaten als Imperator begrüßt.

Indessen erfolgte der durch den Tod der Julia (die Cäsars Tochter und Pompejus Gemahlin war) und den Fall des Triumvirs Crassus bei den Parthern längst vorbereitete Bruch zwischen Pompejus und Cäsar. Cicero kehrte (den 4. Jan. 705) mit

der eiteln Hoffnung nach Rom zurück, als Versöhner auftreten zu können, allein er fand den Krieg erklärt, und der schnelle Marsch Cäsars auf Rom erlaubte unsrem Cicero nicht einmal, den Triumph, auf welchen seine Eitelkeit Rechnung gemacht hatte, beim Senat auszuwirken. Cicero verabscheute Cäsars Sache, und blieb, gleich den übrigen Aristocraten, unzertrennlich von Pompejus. Bei der Vertheilung der Vertheidigungsanstalten erhielt Cicero Capua mit der Aufsicht über die Seeeküste von Formiä. Cäsars Friedensvorschläge belebten seine Hoffnungen aufs Neue. Bald aber enttäuschte ihn das Betragen desselben; die unzeitige Flucht des Pompejus aus Italien machte ihn trostlos, obgleich sie ihn so wenig von der verlornen Sache seines Freundes trennte, daß die Gnade des Siegers ihn, den einflußreichen Gegner, aufsuchen mußte, ihn nicht von der Abreise zu Pompejus nach Dyrrhachium abzubringen und erst dann zu gewinnen vermochte, als Pompejus Cicero's weisen Rath im Kriege nicht befolgt hatte, und der Schlag bei Pharsalus gefallen war. Da kehrte er, und auch jetzt noch nicht ohne innre Gewissensbisse, nach Italien zurück (im J. R. 707), und erfuhr zu Brundusium den Tod des Pompejus. Von der Pompejanischen Partei wurde er

jetzt als ein Ueberläufer betrachtet, dagegen fand ihn ein hochherziger Brief des Dictators Cäsar, der ihm die Fascen und den Imperatorstitel zurückgab. So viel Güte überwältigte ihn; Cäsar kam unerwartet nach Italien zurück, und umarmte den ihm entgegeneilenden Cicero, statt ihn zu beschämen. Er folgte nun dem Dictator nach Rom; ohne jedoch seinen Grundsätzen untreu zu werden, und der Partei des Siegers zu dienen, zog er sich in die Einsamkeit und zu den lang unterbrochenen Studien zurück, die ihm in einem der gelehrtesten Römer, dem Marcus Terentius Varro, einen neuen Freund zuführten. In dieser Abgeschiedenheit schrieb er einen großen Theil seiner rhetorischen Abhandlungen, darunter seinen Brutus, und ordnete daneben seine häuslichen Angelegenheiten. Schon lange war er mit seiner Gattin Terentia, die über dreißig Jahre mit ihm gelebt und seine Schicksale getreu mit ihm getheilt hatte, jedoch von herrschsüchtigem und unruhigem Geiste war, und durch ihren Aufwand seine Vermögensumstände zerrüttete, unzufrieden: er schied sich daher von ihr, und schritt zu einer zweiten Heirath mit einer vornehmen, jungen und reichen Römerin, Namens Publilia. Ohne sich dem schmeichelnden Senat anzuschließen, blieb Cicero in gutem Vernehmen mit Cäsars Partei, und

benützte dessen Gunst, Unglücklichen zu dienen. Zugleich verließen die Freunde der alten Verfassung sein Haus nicht; sie sahen ihn immer noch als eines der Häupter und eine Stütze ihrer Partei an; und, nach seinem eignen Ausdrucke, sah er jeden Morgen unter den ihn Bewillkommenden bald seine trauernden Freunde, bald die fröhlichen Sieger. Er wagte es sogar, ein Buch zum Lobe Cato's, der aus unversöhnlichem Hasse gegen Cäsar und seine Sache sich den Tod gegeben hatte, zu verfassen, und Cäsar war edel genug, nur mit der Feder zu antworten, und zwar so, daß er den Cicero selbst in seiner Antwort mit einem Pericles und Theramenes verglich. Cicero aber hielt eine von dankbaren Gefühlen überströmende Rede an Cäsar für die Begnadigung des Pompejaners Marcus Marcellus, welche dieser auf Fürbitte des Senates erhielt. Die Hoffnung jedoch, welche Cicero in der Rede freimüthig genug andeutete, daß Cäsar die Verfassung einigermaßen wiederherstellen werde, ging nicht in Erfüllung. Bald darauf rettete seine Schutzrede auch den Ligarius vom Tode.

Zu Hause wurde Cicero durch den Tod seiner geliebten Tochter Tullia, die, zuletzt an den Publius Cornelius Lentulus vermählt, in den Wochen starb, in tiefe Betrübniß versenkt, welche er durch eine Trost-

schrift zu lindern suchte, die wir nicht mehr besitzen. Ueberhaupt widmete er sich von nun an immer ununterbrochner den philosophischen Studien, begann die Ausbeute seiner Forschungen zu ordnen und ihnen eine Form zu geben, und so entstand eine philosophische Abhandlung nach der andern. Nach Cåsars Zurůckkunft aus Spanien fand Cicero Gelegenheit, auch wieder öffentlich aufzutreten, indem er die Vertheidigung eines alten Freundes, des Königes Dejotarus, gegen Cåsarn übernahm. Er richtete nichts aus; doch hatte er bald nachher die Ehre, den Dictator auf seiner Villa festlich bewirthen zu dürfen (J. 709). Dieser war jetzt auf dem Gipfel seiner Ehre, mit allen Zierden, wie ein zum Tode bestimmtes Opfer, ausgeschmůckt. Im Verborgenen reifte die Verschwörung der Aristocraten gegen ihn, dem nur der Name zur Königsherrschaft fehlte.

Cicero betheuert, von dieser Verschwörung nichts gewußt zu haben; und wirklich machte ihn sein Alter, sein Charakter und seine Würde unfähig, daran Theil zu nehmen; wohl aber konnte er die That mittelbar veranlaßt haben; wenigstens weckte sie bei ihm alle alten Gefühle wieder auf, und befreite ihn von einem Tyrannen, der ihm um so låstiger seyn mußte, weil er ihn mit Wohlthaten unterjocht hatte und be-

herrschte. Bei der Ermordung Cåsars im Senate (15. März 710) war Cicero gegenwärtig; die Verschwornen betrachteten ihn als ihren Genossen, und Brutus hob den blutigen Dolch hoch in die Höhe, rief dem Cicero mit Namen und wünschte ihm Glück zur wiedererrungenen Freiheit. Dieser aber sah mit hellem Blicke, daß das Werk nur halb vollbracht sey, wenn Antonius, Cåsars Helfershelfer und sein Amtsgenosse im Consulate, nicht mit falle. Als dieser stehen blieb, und eine freche Wirksamkeit entwickelte, wurde Cicero, dem sich eine neue Sphäre des Ansehens und Ruhms eröffnen zu wollen geschienen, aufs Neue muthlos; er entfernte sich von Rom, und schickte sich an, nach Griechenland zu gehen: da betrat eine neue Person den Schauplatz. Octavius, ein Großneffe Cåsars, Erbe seines Namens und Vermögens, ein achtzehnjähriger Jüngling, reis'te auf die Nachricht von seines Großoheims Tode von der hohen Schule zu Apollonia nach Rom und sprach den Cicero unterwegs. Der letztere sah ihn mit banger Ahnung dorthin eilen. Inzwischen schrieb er in gezwungener Muße mehrere seiner philosophischen Hauptschriften, und arbeitete an einem Werke, das er Anecdoton nannte, und welches seine eigentlichen Memoiren enthalten sollte, das aber wahrscheinlich

unvollendet blieb, und nicht auf uns gekommen ist. Nach diesen Arbeiten machte sich Cicero auf gen Rom, und wollte wieder im Senat erscheinen; aber das Ansehen dieser Stadt, die mit den Soldaten des Antonius angefüllt war, und der Rath seiner Freunde schreckte ihn ab, daß er umkehrte und sich entschloß, als Legat des Consuls Dolabella eine Reise nach Griechenland zu machen. Nach mancher Zögerung und manchen Umwegen erhielt er, von widrigen Winden nach Leucopetra bei Rhegium in Unteritalien zurückgetrieben, hier die Nachricht von einer wahrscheinlichen Unterwerfung des Antonius unter den Senat und einem Vergleiche desselben mit Brutus und Cassius. Augenblicklich kehrte er um, und nachdem er sich noch mit Brutus, ehe dieser und Cassius als Prätoren in ihre Provinzen abreis'ten, zu Velia besprochen, setzte er, obgleich er sich durch dessen Mittheilungen in seinen Hoffnungen aufs Neue betrogen sah, nichts desto weniger die Heimreise fort, und traf in den letzten Tagen des Augusts zu Rom ein. Hier trat er im Senate mit der ersten seiner gegen den Antonius gerichteten philippischen Reden auf, und reizte dadurch die Wuth seines Gegners aufs Höchste. Inzwischen war dieser auch mit Octavius zerfallen, der endlich die Veteranen seines Vaters gegen Antonius aufbot, den Re-

publicanern schmeichelte, den aufs Land gewichenen Cicero nach Rom zurückrief. Lange mißtraute ihm Cicero ahnungsvoll; endlich, dem Versprechen trauend, daß Octavius seine Macht nur für allgemeine Freiheit anwenden wolle, trat er auf seine Seite. Der Zwiespalt in seinem Inxern hinderte ihn indessen an den Studien nicht: er vollendete seine Bücher von den Pflichten für seinen jungen Sohn Marcus, der zu Athen studierte, und schrieb vielleicht noch einiges Andre. Aber als Antonius und Octavius zum offnen Kriege schritten, verläßt Cicero seine Studien, erscheint am 9. Dec. in Rom, dann im Senate, dann auf dem Forum, begeistert Senat und Volk für den jungen Octavius, für Brutus, gegen den Antonius, der bereits den Decius Brutus in Mutina belagerte. Auf Cicero's Rath zog der junge Cäsar Octavianus, ohne den Befehl des Senats zu erwarten, gegen den Feind des Staates. Cicero fuhr fort, im Senat und vor dem Volke seine Philippiken zu donnern, dem Octavius den frühen Zutritt zu den höchsten Aemtern und die herrlichsten Ehrenbezengungen auszuwirken, alles zur Wiederherstellung der Republik zu thun. Das Glück schien seinen Bemühungen zu lächeln; Antonius wurde in zwei Schlachten bei Forum Gallorum und bei Mutina, in welchen der Sieg der Republik durch

den Tod beider Consuln erkauft ward, geschlagen, Decius Brutus befreit (711), und Cicero auf die erste Nachricht vom Volk im Triumphe zum Capitol geführt. Den Tag darauf hielt er seine vierzehnte philippische Rede, und erwirkte dem Cäsar Octavianus den Imperatorstitel. Die Freiheit schien gerettet. Aber mit den Consuln hatte der junge und unselbstständige Octavius seine Rathgeber, seine Obern verloren: jetzt war er Sieger und Herr allein. Antonius war geflohen, nicht vernichtet. Und als der junge Octavius, den die Aristocraten, sobald sie seiner nicht mehr bedurften, anfingen, kaltsinnig zu behandeln, sich um seine Hoffnung des Consulats und des Triumphs betrogen sah, rückte er mit seinen Legionen auf Rom los, ließ sich zum Consul wählen, trat feindselig gegen den Senat auf, und ließ laut merken, daß er ein Wortspiel Cicero's recht verstanden habe *). Dann verordnete er durch ein Gesetz, daß alle Theilnehmer an der Verschwörung gegen Julius Cäsar zur Verantwortung gezogen werden sollten.

---

*) Cicero sollte gesagt haben: „Man müsse den jungen Octavius auf alle Weise loben, ehren, heben" (tollendum).

Vergebens rief Cicero nach Brutus und Cassius mit ihren Heeren. Von dem erstern zog er sich nur einen verächtlich strafenden Brief wegen seiner Verbindungen mit Octavian zu. Indessen geschah das Schlimmste, was er vorausgesehen. Octavius, nachdem er den Senat zu seinem Willen gezwungen, zog nach Gallien, dem Antonius und seinem Verbündeten, dem Lepidus, entgegen, und kehrte mit beiden zu einem Triumvirate vereinigt zurück. Aechtungsregister waren angelegt worden, und jeder opferte seine besten Freunde der Rache des Andern. Unter den zum Tode gezeichneten Häuptern der republicanischen Partei die sogleich sterben sollten, war auch Cicero. Er hatte die Freiheit gehabt, auszuweichen, und in das Lager des Brutus nach Macedonien zu flüchten, denn die Unterredung der Triumvirn auf der Insel bei Bononia konnte ihn über sein Schicksal, wenn er bliebe, in keinem Zweifel lassen. Aber er scheute, nach früheren Aeusserungen, das Leben im Lager, er achtete sein hohes Alter reif zum Tode, er wollte das Schicksal der Republik, das in seinen Augen entschieden war, theilen. Auf seinem Tusculanum, an der Seite seines Bruders, erhielt er die erste Kunde von seiner Aechtung. Jetzt erst, in einer augenblicklichen Anwandlung instinctmäßiger Lebens-

liebe entschloß er sich zur Flucht, und bestieg ein Schiff zu Astura; widrige Winde warfen den seekranken Greis bald wieder ans Land; da ergriff nach einer in Unentschlossenheit hingebrachten Nacht, wo er mit sich zu Rathe ging, zu wem er fliehen sollte, zu Brutus, oder Cassius, oder Pompejus, endlich ihn — wie ein Fragment des Livius sagt — ein Eckel am Leben wie an der Flucht; er kehrte zu seiner obern Villa, die etwa tausend Schritte vom Meer entfernt lag, zurück und sprach: Ich will sterben, im Vaterlande, das ich oft gerettet. Hier schlief er einige Stunden sanft und ruhig; erst auf die Nachricht, daß die Soldaten des Antonius auf seiner Spur seyen, von seinen treuen Sclaven gedrungen, ließ er sich in einer Sänfte auf Fußpfaden durch die Wälder dem Meere zutragen; die Schaar, die ihn vergebens in seinem Hause gesucht, von Popillius Länas geführt, dem einst Cicero's Vertheidigung das Leben gerettet, erreichte ihn auf dem Wege. Seine treuen Knechte rüsteten sich für den Herrn zu kämpfen; er aber hieß sie die Sänfte niedersetzen und ruhig geschehen lassen, was das feindliche Schicksal verlangte. Lautlos streckte er das Haupt zur Sänfte heraus, den Mördern entgegen; diese hieben es ihm nebst beiden Armen ab; damit eilte Popillius, wie mit reicher Beute,

nach der Stadt zurück (7. Dec. 711.). Antonius empfing diese Spolien auf dem Forum, und ließ dort, nachdem er dem Mörder mit einer Ehrenkrone und mit Geld reichlich gelohnt, die beiden Hände Cicero's, sein Haupt in der Mitte, an dieselbe Rednerbühne heften, von welcher herab der große Redner, der gute Bürger, für viele Edle, gegen viele Vaterlandsfeinde, zuletzt gegen Antonius, seine siegreiche Stimme hatte erschallen lassen.

Sein Tod versetzte den ganzen Staat in Trauer, und dem Siege der Tyrannen zum Trotz, weinte bei dem empörenden Anblicke die Bürgerschaft auf dem Forum.

Zwei Zeugnisse zweier Zeitgenossen über Cicero, die uns durch das gewaltige Gedächtniß Seneca's, des Vaters, gerettet worden sind, mögen hier eine Stelle finden; das eine ist das Urtheil eines Feindes, das andere das eines Freundes der politischen Partei, welcher Cicero angehörte.

C. Asinius Pollio, der Antonianer und nachmalige vertraute Rath Augusts, äusserte sich in seinen Geschichtebüchern, wahrscheinlich nach der Erzählung von seinem Tode, folgendermaßen über Cicero: „Dieses Mannes Geist und Thätigkeit nun zu preisen, ist, da so viele und so große Werke von ihm durch alle Zeiten dauern werden, überflüssig. Natur und

Glück begünstigten ihn auf gleiche Weise. Ihm blieb bis zum Alter ein würdiges Antlitz und eine feste Gesundheit; dazu ward ihm ein langer Friede zu Theil, dessen Künsten er seine Bildung verdankte. Denn als die Gerichte wieder mit altväterlicher Strenge verfuhren, so entstand daraus eine sehr große Menge Angeklagter, die er alle gerettet und durch seine Vertheidigung sich verbindlich gemacht hatte. Wie glücklich war ferner sein Loos bei Bewerbung um das Consulat, welche große Aufgabe löste er in dessen Führung, durch der Götter Rathschluß und die eigne Thätigkeit! Hätte er doch nur gemässigter das Glück, tapfrer das Unglück ertragen können! — Denn von beidem, wenn es gekommen war, erwartete er ewige Dauer. Daher erhoben sich schwere Ungewitter des Hasses gegen ihn, und seine Feinde hegten mehr Zuversicht im Angriffe; denn er suchte Feindschaften mit größerem Muthe, als er sie aushielt. Doch, weil keinem Sterblichen vollkommene Tugend zu Theil geworden, so muß der Mensch nach der Seite beurtheilt werden, die uns der größere Theil seines Lebens und seines Geistes zukehrt. Und ich würde nicht einmal behaupten, daß sein Ende bejammernswerth gewesen, wenn er nicht selbst den Tod für etwas so jämmerliches gehalten hätte."

Mit Ausnahme der letzten, offenbar ungerechten Aeußerung stimmt das Urtheil des Feindes so ziemlich mit dem des Befreundeten überein. Titus Livius, kein persönlicher Bekannter, kaum ein Zeitgenosse Cicero's, aber in den Grundsätzen, die sein Geschichtswerk ausspricht, vollkommen Einer politischen Gesinnung mit ihm, hält demselben, nachdem er seinen Tod berichtet, folgende Peroration, bei der jedoch nicht vergessen werden darf, daß sie unter den Augen eines seiner Mörder, der allmächtig geworden war, geschrieben ist.

„Er lebte dreiundsechzig Jahre, so daß sein Tod, wenn er nicht gewaltsam gewesen wäre, selbst nicht unzeitig scheinen konnte: ein Geist, glücklich in seinen Werken und im Lohne seiner Werke. Lange vom Schicksale begünstigt, in ununterbrochenem Laufe des Glücks, inzwischen durch große Schläge verwundet, durch Verbannung, durch den Untergang seiner Partei, den Tod seiner Tochter, sein eigenes so trauriges und bitteres Ende getroffen, ertrug er von allem Unglücke nichts, wie ein Mann, ausser dem Tode. Dieser aber mußte ihm, wenn er unbefangen geurtheilt, weniger unwürdig erscheinen, weil er vom feindlichen Sieger nichts Grausameres erfuhr, als er selbst, desselben Glückes theilhaftig, gethan hätte. Wenn man

jedoch seine Tugenden gegen die Fehler in die Wagschale legt, so war es ein großer, starker, merkwürdiger Mann, und dessen Lob zu erschöpfen, der Lobredner ein Cicero seyn müßte."

Dieses letzten Ausspruches eingedenk, wagen wir nun weniges über Cicero's und seiner Werke Charakter beizufügen.

Es war in seinem Geiste ein sonderbares Gemisch von Kraft und Schwäche, Muth und Verzagtheit, Größe und Kleinlichkeit, Aufopferungsfähigkeit und Selbstsucht, Bewunderung fremder Vorzüge und Eitelkeit, Wahrhaftigkeit im Großen, Unwahrheit im Kleinen: daß aber die edeln Eigenschaften überwogen, beweist nicht nur sein ganzes Leben, sondern am glänzendsten dessen letzter Auftritt.

Die Grundsätze einer nicht ganz gemäßigten Aristokratie und die Anhänglichkeit an die Senatspartei, für die er sich ziemlich früh entschied, und der er unerschütterlich zugethan blieb, erklären sich theils aus dem ehrfurchtgebietenden Staatsgebäude, das, als Cicero auftrat, noch aufrecht aber wankend vor ihm stand, und nur durch die Grundsätze, durch die es zu solcher Höhe erwachsen war, erhalten werden zu können schien, theils aus der Schlechtigkeit der Volkspartei und der übelversteckten Herrschsucht ih-

rer Führer, theils endlich aus dem Gange seines Schicksals, da er selbst nur durch die Majestät des Senats und die davon unzertrennliche Aemter- und Gerichtsverfassung zu Würden, Ansehen und Einfluß gelangt war. Wenn ihm aber zum eigentlich großen Staatsmanne jene Charakterstärke und Consequenz fehlte, durch die sich andere Häupter seiner Partei auszeichneten, und welche er immer der erste war zu bewundern, so war er dagegen, was besonders aus der Sammlung seiner Briefe unwidersprechlich erhellt, als Privatmann und als Mensch liebenswürdiger, ja achtungswerther, und selbst in seinen amtlichen Verhältnissen freier von Eigennutz und Herrschsucht, als jene starren, politischen Tugendhelden.

Was Cicero's Geist betrifft, so fern er sich in seinen Schriften ausprägte, so sind seine hervorstechendsten Eigenschaften, Witz, Scharfsinn, der zuweilen zur Spitzfindigkeit wird, eine Phantasie, nicht schöpferisch, aber anregbar, viel gesunder Weltverstand, mehr lebhaftes, als tiefes Gefühl, ein sehr feines und gebildetes Geschmacksurtheil, ein Gedächtniß, treu und umfassend, kurz alle Eigenschaften, die einen großen Redner, viele, die den Gelehrten überhaupt, manche, die den practischen Philosophen, nur nicht den Metaphysiker, endlich nicht in hinlängli-

chem Grade diejenigen, die den Dichter machen. Tiefsinn, streng logischen Verstand, Innerlichkeit und schaffende Phantasie besaß er nicht.

So erkannte denn schon das nächste Menschenalter nach ihm, daß seine Verse schlecht seyen, und die Zeit hat, indem sie dieselben fast ganz vertilgte, dießmal gerechtes Gericht gehalten. — In seinen philosophischen Abhandlungen ist er besonders dadurch groß, daß er zuerst mit Erfolge die Griechische Philosophie auf Römischen Boden verpflanzt, und ihr eine neue und passende Sprache geschaffen hat, welche bis auf unsere Zeiten, neben der Griechischen Terminologie, die Grundlage der Sprache aller Weltweisen geblieben ist. Daß ihm die Eigenschaften eines Theoretikers gebrachen, haben wir gesagt, und der academische Skeptizismus, zu dem er sich bekannte, unterstützte zwar seine Rednergabe, aber auch seine Halbheit in der Philosophie. Selbst in der Moral war er Eklektiker und schwankte zwischen den Peripatetikern, denen er dem Principe nach und in der praktischen Philosophie im engern Sinne zugethan war, und zwischen den Stoikern, welchen er in den einzelnen Ausführungen der Pflichtenlehre folgte. Großartig, selbstständig und wirklich ehrwürdig wird er jedoch, sobald er im Allgemeinen seine Ueberzeugungen über

die Würde der Philosophie, über die Verachtung der Zufälligkeiten des irdischen Lebens, die Tugend und deren Primat im Leben, sobald er seine Ahnungen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt, und über die Unsterblichkeit der Menschenseele ausspricht.

Ganz anders leuchtet er aber freilich in seinem vollendeten Talente, als Redner. Hier ringt er um die Palme mit Demosthenes; und wenn er gleich dem Griechen an Tiefe der Politik nachsteht, nicht jenen genialen Blick in das Innerste der geselligen Verhältnisse, nicht jene Einfalt und schmucklose Größe des Vortrags besitzt, die aus der vollkommenen Klarheit der Ansichten hervorgeht: so übertrifft er ihn dafür durch ein ächtes Pathos, durch psychologischen Scharfblick fürs Individuelle, durch Fülle und Anmuth der Darstellung, durch wunderbare Sprachgewalt und durch die leichtere und gefälligere Gabe des Witzes und der Ironie. Seine Reden, alle gerichtlich, sind zugleich Muster des Römischen Styls. Frühzeitig, nicht allzu lange nach seinem Tode, hat man ihm Breitheit und Eintönigkeit vorgeworfen; man glaubte in der Beredtsamkeit und in der Prosa überhaupt weiter gekommen zu seyn, weil man schärfer, gezierter, blumenreicher geworden war. Allein jene spätern Reden haben sich nicht bei der

Nachwelt erhalten, und waren es gewiß auch nicht werth. Die ächte Prosa muß ihre Ausdehnung haben, und selbst im eifernden Munde des Redners darf sie nie zur Poesie werden. Beides hat Cicero gefühlt und durch die That bewahrheitet.

Die Ciceronianische Schreibart ist überhaupt gerade dadurch so musterhaft, daß sie schön ist ohne eine merkliche Originalität. Er gehört zu den Schriftstellern, die Garve vortrefflich mit folgenden Worten schildert: „Ihr Talent ist die allgemeine, gesunde Vernunft, aber mehr erleuchtet: ihr Charakter ist die allgemeine Sittlichkeit, aber in der allgemeinsten Ausbildung. Das, was sie sagen, sind einleuchtende Wahrheiten, denen ähnlich, die von jedem andern vernünftigen Menschen oft gesagt worden: die Art wie sie es sagen, ist die zu allen Zeiten, unter allen Nationen übliche, wenn deutliche Begriffe durch eigenthümliche Worte ausgedrückt werden sollen. Alle Eigenschaften, wodurch sie gefallen, finden sich allenthalben, aber selten in dem Grade: diese Männer nehmen sich unter den andern aus, durch Größe, nicht durch das Besondere der Gestalt."

Diese Schilderung findet ganz besonders ihre Anwendung auf die philosophischen Abhandlungen und auf die rhetorischen Schriften Ciceros, in welchen

letzteren er die Grundsätze der Redekunst theils theoretisch, theils an Beispielen entwickelt hat.

Endlich besitzen wir in seinen Briefen, außer einer reichen Gallerie der größten Begebenheiten und Personen und einer Fundgrube für die Geschichte, auch das vollendetste Muster der vertraulichen Schreibart und des ächten Briefstyls für alle Verhältnisse und Zeiten.

Cicero war kein allumfassendes Genie, aber er war auch, die Poesie vielleicht ausgenommen, in keinem Zweige der Literatur, den er behandelt hat, gemein und unbedeutend, und es verdient gewiß Bewunderung, daß derselbe Geist, der an der bewegtesten Gegenwart mit allen Gedanken und Gefühlen den lebendigsten Antheil nahm, und im Senate, vor Gericht, und vor der Volksversammlung diese Gedanken und Gefühle mit einer unerreichbaren Wahrheit und Kunst aussprach — daß dieser selbe Geist über Gott, Welt, Menschheit und Tugend anhaltender, ernster und heller dachte, als alle seine Zeitgenossen, und daneben im reichsten Gedankenwechsel mit vertrauten Freunden, entfernten Bekannten, mancherlei Gegnern und Widersachern über alle Einzelheiten des häuslichen und bürgerlichen Lebens mit einer seltenen Leichtigkeit sich zu verbreiten vermochte. —

„Und so sey gegrüßt, sprechen wir am Eingange seiner Werke mit dem ältern Plinius, du, der Erste von Allen Vater des Vaterlandes genannt, der zuerst im Friedenskleide den Triumph, der den Lorbeer der Sprache sich verdient hat, Vater der Beredtsamkeit und der lateinischen Literatur, der du, wie Cäsar, der Dictator, einst dein Feind, von dir geschrieben hat, einen Lorbeer erworben hast, um so größer als alle Triumphe, je mehr es heißt, die Gränzen des Römischen Genie's so weit hinausgerückt zu haben, als die Gränzen Römischer Herrschaft!"

Einleitung
in die
tusculanischen Unterredungen.

Von den tusculanischen Unterredungen macht zwar jedes einzelne Buch ein für sich bestehendes Ganzes aus; allein da Cicero sie in Eine Sammlung verband, so müssen sie auch in einem innern Zusammenhange gedacht werden. Von dem zweiten, dritten und vierten Buche ist es klar, wie sie sich aufeinander beziehen. Im zweiten Buche wird untersucht, ob und wiefern der Schmerz, nämlich der körperliche, ein Uebel sey? Und nachdem Cicero die Ansichten der drei verschiedenen Hauptsysteme hierüber, des Epikureischen, Stoischen und Academischen, durchgegangen, wendet sich seine Untersuchung vornehmlich dahin, wie man den Schmerz überwinden und dulden lernen könne? Die Antwort hierauf ist kurz: durch Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit; — eine

Herrschaft, die den wahren Weisen bezeichnet. Diese Herrschaft der Vernunft verfolgt Cicero im dritten Buche weiter, indem er zeigt. wie durch dieselbe der Weise sich von den Schmerzen des Gemüthes, die wir unter dem Namen Bekümmerniß zusammenfassen, befreie; und im vierten, wie durch dieselbe Herrschaft der Vernunft der Weise überhaupt über alle Arten von Leidenschaften Meister werde. So ist deutlich der innere Zusammenhang zwischen diesen drei Büchern sichtbar. Aber auch in Rücksicht auf das erste und letzte Buch läßt er sich nachweisen. Das erste und zweite Buch ist schon durch den Begriff des Uebels verbunden; indem das erste Buch die Frage erörtert: ob der Tod ein Uebel sey? Aber noch ein Anderes ist zu beachten, welches Cicero II, 1. selbst heraushebt, um die Beziehung des zweiten Buches auf das erste darzulegen. Durch die Untersuchungen des ersten Buches wollte Cicero den Tod verachten lehren, und so die Seele von Furcht befreien; um, wenn sie dieser größten Furcht entledigt wäre, für ein ruhiges und glückseliges Leben sie zu kräftigen. Daran schließt sich genau der Zweck des zweiten und der beiden folgenden Bücher an, durch die gegeb nen Erörterungen der Seele, mit Bezug auf alles dasjenige, wodurch sie in i)rem ruhigen Gleichgewichte gestört wird, je=

nen Zustand der Harmonie anzuweisen, wodurch der wahre Weise sich auszeichnet. Nachdem auf diese Art alles dasjenige, was dem glückseligen Leben im Wege steht, hinweggeräumt, und der Kampf des Weisen oder der Vernunft gegen diese Hindernisse ins Licht gestellt ist: so werden die Untersuchungen im fünften Buche am würdigsten durch Beantwortung der Frage geschlossen: ob zum glückseligen Leben die Tugend in sich selbst zureichend sey? —

In Beziehung auf die Uebersetzung bemerken wir, daß in der Regel die Wolf'sche Recension des Textes zu Grunde gelegt worden.

Der tusculanischen Unterredungen

Erstes Buch.

Uebersicht des ersten Buches.

I. Vorwort. Cap. 1 — 4. Zuschrift an Marcus Brutus. Vergleichung der Griechen und Römer. Vorsatz des Cicero, die Griechische Philosophie in die Römische Literatur überzutragen.

II. Beginn der Unterredung. Cap. 5. Die Thesis ist: der Tod ist ein Uebel; das hieße, weil nur von gefühlten Uebeln die Rede seyn kann: der Tod ist ein Unglück. Die Thesis wird widerlegt, indem gezeigt wird:

1) der Tod ist kein Uebel, weder für die Gestorbenen noch für die annoch Lebenden;

a) nicht für beide; denn jene mythischen Volksvorstellungen von einem schlechteren Zustande nach dem Tode sind falsch. Cap. 5.

b) nicht für beide, wenn auch mit dem Tode der Mensch zu seyn aufhört:

α) nicht für die Gestorbenen; denn wenn die Todten gar nicht mehr sind, so haben sie auch kein Gefühl des Todes mehr, so wenig als Rückerinnerung an den Verlust der Güter des Lebens; folglich können sie dann auch nicht unglücklich seyn; also ist für sie der Tod kein Uebel. Cap. 6. 7.

β) nicht für diejenigen, die erst noch sterben werden, denn sie können nicht unglücklich seyn durch die Voraussicht, mit dem Tode, der Alles vernichtet, in einen Zustand, der weder gut, noch bös ist, versetzt zu werden. Cap. 8. (Cicero kommt auf dieses Cap. 34. wieder zurück.)

2) der Tod kann sogar ein Gut genannt werden, wenn die Seele unsterblich ist. Um diesen Satz zu beweisen geht Cicero

a) von der Frage aus: was denn eigentlich der Tod sey? und wie man sich die Seele im Verhältnisse zum Körper zu denken habe? Darstellung der verschiedenen Ansichten vom Wesen der Seele. Cap. 9. 10.

b) Wiederaufnahme des Schlusses, auf welchen die Widerlegung der Thesis: der Tod sey ein Uebel, gegründet ist.

α) Nach der materialistischen Ansicht vom Wesen der Seele hört die Seele im Tode auf, also auch das Gefühl, folglich ist der Tod kein Unglück. Cap. 11.

β) Nach der spiritualistischen Ansicht überdauert die Seele den Körper; in diesem Fall ist Hoffnung zu einem besseren, also auch glücklicheren Zustande. Dieß führt unsern Schriftsteller auf Darlegung der Gründe für die Unsterblichkeit.

(1) Psychologisch-historisches Argument.

Der Glaube an Unsterblichkeit ist begründet in der Natur des menschlichen Geistes, so wie beschaffen derselbe aus der Hand der Gottheit hervorging.

Daß es so sey, ergibt sich

aa) aus der Ueberzeugung des höheren Alterthums, welches seinem Ursprunge näher stand, also auch unverdorbener, und daher für die Wahrheit empfänglicher war. Daß das Alterthum diesen Glauben hatte, und ihn theuer hielt, wird dargethan.

αα) aus der alten Forderung, das Andenken der Verstorbenen und ihre Gräber heilig zu halten;

ββ) aus der Sitte der Apotheose verdienter Männer. Cap. 12.

bb) aus der Allgemeinheit jenes Glaubens (Consensus gentium); also kann jener Glaube nicht aufgedrungen seyn. Cap. 13.

cc) daraus, daß die Menschen, und gerade die vorzüglichsten, nach Maximen handeln, die ohne das Vorgefühl der Unsterblichkeit in sich selbst widersprechend wären. Cap. 14. 15.

(2) Zur metaphysischen Argumentation bahnt sich Cicero den Weg durch Beantwortung der Frage: wie man sich den künftigen Zustand der Seele zu denken habe?

α) Wie hat man ihn sich nicht zu denken? Das Grundlose der Volksvorstellungen. Cap. 16.

β) Wie hat man ihn sich zu denken? Cap. 17 — 21. Neben manchem unbegründeten Räsonnement — Hauptsatz: Fortschreiten in intellectueller und moralischer Vollkommenheit.

γ) Woher kommt es, daß sich so viele Philosophen gegen den Glauben an Unsterblichkeit sträuben? Von ihrem zu großen Hängen an der sinnlichen Anschauung. Etwas Anderes lehrt die reine intellektuelle Anschauung des Wesens des menschlichen Geistes. Cap. 22.

Uebergang zu den metaphysischen Argumenten.

aa) Beweis aus dem inneren Wesen der Seele, nach platonischer Weise. Die Seele ist eine sich selbst bewegende Kraft; wie sie keinen Anfang in der Zeit nahm, so wird sie auch kein Ende nehmen. Cap. 23.

bb) Beweis aus der intellektuellen Eigenthümlichkeit der Seele. Eine Kraft, die Prinzip solcher Wirksamkeit ist, muß eine göttliche, darum unvergängliche seyn.

αα) Schluß aus dem Erinnerungsvermögen nach platonischer Weise, auf Präexistenz, und damit auf Unsterblichkeit. Cap. 24.

ββ) Schluß aus den übrigen geistigen Eigenschaften, die auf einen dem göttlichen Geiste ähnlichen, eben darum unsterblichen Geist hinweisen. Cap. 24 — 27.

cc) Beweis aus der Einfachheit der Seele; welcher Beweis Cap. 29. kurz nachgeholt ist.

(3) Sicherung des Glaubens an Unsterblichkeit gegen Einwendungen.

aa) Nichts beweist, daß die Seele ihre eigene Gestalt nicht schaut. Sie erkennt doch ihre Wirksamkeit. Erläutert durch Vergleichung des physikotheologischen Arguments für den Glauben an Gott. Cap. 27. 28.

Angehängt ist an den Beweis aus der Einfachheit der Satz: welchen Einfluß auf die Denkweise die Ueber=

zeugung von der Unsterblichkeit habe? Dargestellt an dem Beispiele des Sokrates, des jüngeren Cato. Gedanken über den Selbstmord. Was heißt sterben lernen? Cap. 29—31.

bb) Widerlegung der Stoiker überhaupt, welche die Seele zwar einige Zeit nach dem Tode noch fortdauern lassen, aber ihre ewige Permanenz läugnen. Cap. 31. 32.; und des Panätius insbesondere, welcher theils aus dem Geborenwerden der Seelen, theils aus ihren Krankheiten auf ihre Vergänglichkeit schloß. Cap. 32. 33.

3) Cicero kommt mit Cap. 34. wieder auf die Frage zurück: ob der Tod nicht wenigstens dann ein Uebel sey, wenn man mit dem Tode gänzlich aufhöre?

a) Es wird das oft Gesagte wiederholt: in diesem Falle höre alles Gefühl auf, also sey der Tod kein Unglück.

b) Der Tod ist auch in diesem Falle besonders deßwegen kein Uebel, weil er uns von den Leiden der Erde befreit. Cap. 34. 35.

c) Und muß man auch die Güter verlassen, so ist nicht zu vergessen, daß die Sehnsucht darnach ebenfalls aufhört, als welche ans Gefühl gebunden ist, das nach der Voraussetzung vernichtet wird. Cap. 36. 37.

Aber könnte nicht die Ansicht vom Aufhören im Tode einen nachtheiligen Einfluß aufs Handeln haben? Nein; wie es auch nach dem Tode stehe, der Weise läßt sich nicht abhalten, zu arbeiten an dem, was sein Daseyn überdauern wird. Cap. 58.

d) Da der Tod überhaupt kein Uebel ist, so ist auch ein frühzeitiger Tod, und der vor der Erwartung eintreffende kein Unglück. Ohnehin ist das Leben nur etwas Geliehenes, und der Begriff von Länge und Kürze ist durchaus relativ. Cap. 39.

4) Folgerung hieraus. Da der Tod kein Uebel ist, so sollen wir uns auch nicht durch den Gedanken an ihn erschrecken lassen. Verachten sollen wir ihn, und unsere Pflichten treu erfüllen, wie ein Theramenes, ein Sokrates, und Andere. Cap. 40 — 42.

Digression zur Berichtigung der Begriffe von der Nothwendigkeit der Beerdigung und der damit zu verbindenden Anstalten. Cap. 43 — 45.

Mit Cap. 45. Rückkehr zu dem, was über Todesverachtung gesagt ward. Die Todesverachtung gründet sich hauptsächlich auf das Bewußtseyn eines wohl durchlebten Lebens, welchem der Ruhm auch noch nach dem Tode folgt; und welches man abzubrechen wünschen muß, so lange man noch im Wohlstande ist. Cap. 45. 46.

Uebergang zum Schlusse. Cap. 46.

III.) Die drei letzten Capitel enthalten den Epilog, in welchem, da das Philosophische an das Religiöse angeknüpft ist, das Zeugniß der Götter selbst aufgeführt wird, daß sie den Tod vielmehr für ein Gut erklärt haben; und das Zeugniß derjenigen Menschen, welche mit Freudigkeit fürs Vaterland dem Tod entgegengingen.

Merkwürdig ist es, daß gerade in diesem Epilog (Cap. 49.) Cicero noch auf den Hauptgrund stieß, aber nur wie im Vorbeigehen, und ohne die ganze Wichtigkeit desselben zu ahnen, auf den Grund, der den Schlußstein aller Beweise macht, und ohne welchen alle Beweise ihrer Bekräftigung entbehren; es ist der Grund: Wenn die Menschen ihren Ursprung der Gottheit danken, die Gottheit aber nichts thut, ohne daß sie zugleich ihre heilige Liebe und Weisheit offenbarte, so muß man vernünftiger Weise annehmen, daß sie, die Menschen schaffend, diese für ein ewiges Leben bestimmte; weil ja sonst, falls die Menschen im Tode aufhörten, die Gottheit ihre eigenen Zwecke wieder aufhübe: was undenkbar ist.

Ciceros tusculanische Unterredungen.

Erstes Buch.

An Marcus Brutus.

1. Da ich mich endlich von meinen Arbeiten gerichtlicher Vertheidigungen, und von meinen senatorischen Berufsgeschäften theils ganz, theils großentheils befreit sah: so zog ich mich, auf deinen Rath vorzüglich, mein Brutus, zu denjenigen Studien zurück, die, im Geiste aufbewahrt, durch die Zeitumstände zurückgedrängt, nach langer Unterbrechung von mir wieder erneuert wurden. Und da die Grundsätze und das System aller Wissenschaften, die auf die rechte Einrichtung des Lebens Beziehung haben, im Studium der Weisheit, Philosophie genannt, enthalten sind: so glaubte ich dieses durch Uebertragung in die lateinische Literatur ins Licht setzen zu müßen; nicht als ob Philosophie aus Griechischer Literatur und durch Griechische Lehrer nicht erfaßt werden könnte: sondern mein Urtheil war immer, Römer haben, was sie erfunden, für sich weiser erfunden, als die Griechen; oder was sie von diesen empfingen, haben sie besser gemacht: vorausgesetzt, daß sie die Beschäftigung damit für würdig hielten. Denn die Sitten

und die Einrichtungen das Lebens, und die inneren und häuslichen Angelegenheiten bewahren wir wahrlich besser und herrlicher; den Staat aber haben unsere Altvorderen sicher durch bessere Anordnungen und Gesetze gestaltet. Was soll ich vom Kriegswesen sagen? Viel haben dabei die Unsrigen durch Tapferkeit vermocht, doch noch mehr durch Zucht. Und dann, was sie durch Natur, und nicht durch Wissenschaft gewannen, damit hält weder Griechenland, noch sonst ein Volk die Vergleichung aus. Denn wo findet sich sonst eine solche ernste Würde, wo eine solche Standhaftigkeit, Seelengröße, Rechtschaffenheit und Treue, wo irgend überhaupt so treffliche Tugend aller Art, daß sie mit unseren Altvorderen zusammengestellt werden dürfte? Durch Bildung und vielseitige Wissenschaft übertraf uns Griechenland; leicht war der Sieg, wo kein Gegner war. Die ersten Gebildeten aus dem hohen Alterthume sind bei den Griechen Dichter; und Homer und Hesiod lebten vor Roms Erbauung, Archilochus unter der Regierung des Romulus; wir dagegen erhielten später erst die Dichtkunst. Denn beinahe 510 Jahre nach Roms Erbauung gab Livius [Andronicus] das erste Schauspiel, unter dem Consulate des Cajus Claudius, des Sohnes von Cäcus, und des Marcus Tuditanus; ein Jahr vorher, ehe Ennius geboren wurde.

2. Spät also wurden den Unsrigen Dichter bekannt, und von ihnen aufgenommen. Zwar steht in Cato's Alterthümern, beim Mahle haben die Gäste zur Flöte berühmter Männer Tugenden besungen; daß jedoch die Dichter und ihre Kunst nicht in Ehren standen, beweist die Rede des Cato, in welcher er dem Marcus Nobilior als Schimpf vor-

warf, daß er Dichter in die Provinz mit sich geführt. Mit sich geführt nämlich hatte er als Consul nach Aetolien, wie wir wissen, den Ennius. Je weniger nun in Achtung die Dichter standen, desto geringer war der Eifer für die Kunst selbst. Dennoch kann man nicht sagen, daß die einzelnen großen Männer, die sich etwa damit abgaben, dem Ruhme der Griechen nicht genug entsprochen hätten. Oder glauben wir, wenn dem Fabius, einem Manne vom höchsten Adel, das Malen zum Lob angerechnet worden wäre, es würden nicht auch bei uns viele Polykletus und Parrhasius aufgestanden seyn? Ehre fördert die Künste, und Ruhm entflammt zu den Studien; und darnieder liegt immer, wo es auch sey, was Mißbilligung findet. Zur höchsten Bildung rechneten die Griechen Saitenspiel und Gesang: darum soll auch Epaminondas, nach meinem Urtheile der erste Mann von Griechenland, zur Laute trefflich gesungen haben; und einige Jahre zuvor wurde Themistokles, da er bei einem Gastmahle die Leyer ausschlug, für etwas ungebildet gehalten. Also blühten in Griechenland die Musiker, Alle lernten Musik, und wer sie nicht verstand, dem fehlte nach der öffentlichen Meinung etwas an gehöriger Ausbildung. In höchster Ehre stand bei ihnen die Geometrie; darum nichts verherrlichter, als die Mathematiker. Wir dagegen haben diese Kunst so weit begränzt und beschränkt, als sie zum Messen und Rechnen nützlich ist.

3. Aber den Redner haben wir schnell uns angeeignet; zwar verlangten wir von ihm zuerst keine weitere Bildung, jedoch so viel, daß er der Sache angemessen spreche; dann kam aber auch die Bildung hinzu. Denn Galba, Afrikanus,

Lälius waren, der Ueberlieferung zufolge, durch Kunst gebildete Redner: Cato aber, der älter als sie war, hatte sich doch mit der Theorie beschäftigt; hierauf schloßen sich Lepidus, Carbo, die Gracchen an; und von jetzt bis auf unsere Zeit so große Männer, daß wir wenig oder gar nicht den Griechen nachstanden.

Die Philosophie lag bis auf die Gegenwart darnieder, und fand Keinen, der in ihr ein Licht in der lateinischen Literatur anzündete. Diese nun aufzuklären und zu erwecken, dazu fühle ich mich berufen: damit, wenn meine öffentliche Wirksamkeit meinen Mitbürgern etwas nützte, auch meine Muße, vermag ich es anders, Nutzen gewähre. Hierbei muß ich um so mehr Sorgfalt anwenden, weil ich höre, daß schon manche lateinische Schriften vorhanden sind, die mit Unbedachtsamkeit verfaßt wurden, von zwar wohlmeinenden, aber nicht genug gebildeten Männern. Kann ja doch der Fall seyn, daß Einer richtig denkt, ohne deßwegen im Stande zu seyn, was er denkt, geschmackvoll auszudrücken. Uebrigens seine Gedanken in Büchern niederlegen, ohne die Gabe eines geordneten, deutlichen und durch Reiz den Leser anziehenden Vortrages, heißt Zeit und Schreibekunst ohne Maaß mißbrauchen. Drum lesen solche Menschen ihre Bücher auch nur selbst mit ihren Anhängern, und Niemand nimmt sie zur Hand, außer denjenigen, die dieselbe Freiheit zu schreiben sich gestattet wissen wollen. Daher wenn ich etwas zum Rednerruhme durch meine Thätigkeit beigetragen, so will ich nun noch viel sorgfältiger die Quellen der Philosophie öffnen, woraus auch jenes geflossen ist.

4. Aber wie Aristoteles, ein Mann von großem Geiste, reich an Wissenschaft und Fülle des Stoffes, bewogen durch den Ruhm des Rhetors Isokrates, anfing, seine Jünglinge auch im Reden zu unterrichten, und Weisheit mit Beredtsamkeit zu verbinden: so gedenke nun auch ich auf die alte Neigung zur Beredsamkeit nicht zu verzichten, indem ich mit dieser größeren und reichhaltigeren Kunst mich beschäftige. Denn das war mir immer eine vollkommene Philosophie, die sich über die wichtigsten Untersuchungen mit Fülle und Schmuck des Ausdrucks vernehmen zu lassen im Stande war. Dazu habe ich mich denn auch so sorgfältig eingeübt, daß ich jetzt sogar freie Unterredungen, wie in den Griechischen Schulen, zu halten wagte. So machte ich neulich nach deinem Abgang auf meinem tusculanischen Landgut in Gegenwart mehrerer meiner Freunde einen Versuch mit meiner Geschicklichkeit hierin. Denn wie ich zuvor über öffentliche Gegenstände Reden zur Uebung hielt — und ich that dieß länger als irgend einer — so ist dieß nun die Redeübung des Greisen. Ich ließ einen Satz aufstellen, den man untersucht wünschte; darüber sprach ich bald sitzend, bald auf- und abgehend. Solche Unterhaltungen von fünf Tagen (Schulen nennen es die Griechen) trug ich in eben so viele Bücher ein. Die Art der Behandlung war aber die, daß der Zuhörer erst seine Ansicht sagte, und ich dann dagegen sprach. Dieß ist nämlich, wie du weißt, die alte und sokratische Weise, gegen die Meinung des Andern sich auszusprechen. Denn so, glaubte Sokrates, lasse sich am leichtesten das am meisten Wahrscheinliche finden. Damit aber unsere Unterredungen desto bequemer sich entwickeln, so will

ich sie wie Handlung, nicht wie Erzählung vortragen. So mag denn die Unterhaltung beginnen.

5. A.*) Der Tod scheint mir ein Uebel zu seyn. — M. Für wen? Für die, welche gestorben sind, oder für die, welche sterben müßen? — A. Für beide. — M. Der Tod ist also ein Unglück, weil er ein Uebel ist. — A. Ja. — M. Also sind sowohl diejenigen, bei welchen das Sterben schon vorüber ist, als diejenigen, welchen es noch bevorsteht, unglücklich. — A. Dieß ist meine Ansicht. — M. Es giebt also Niemand, der nicht unglücklich wäre? — A. Nein! Niemand. — M. Und zwar, wenn du folgerecht seyn willst, sind alle, die schon geboren sind, und noch geboren werden werden, nicht nur unglücklich, sondern auch immer unglücklich. Denn würdest du blos diejenigen unglücklich nennen, denen der Tod bevorsteht: so würdest du zwar keinen der Lebenden ausnehmen — denn sterben müssen Alle — aber es wäre doch ein Ende des Unglücks im Tode. Weil aber auch die Todten unglücklich sind, so werden wir zu immer daurendem Unglücke geboren. Denn unglücklich müßen auch diejenigen seyn, die vor hundert tausend Jahren hinabgegangen sind, oder vielmehr Alle, die überhaupt geboren sind. — A. Ganz so meine ich es. — M. Sage mir doch, erschreckt dich etwa der dreiköpfige Cerberus in der Unterwelt, das Brausen des Cocytus, die Ueberfahrt über den Acheron, oder

„Der der Wogen Fläche mit dem Kinn berührt,
„Und von Durst gequält wird, Tantalus?“

*) A. (Auditor) Schüler, Zuhörer. M. Marcus (Cicero).

Vielleicht auch jenes, daß

„Sisyphus sich anstemmt mit Kraft, doch vergebens den Stein wälzt?“

Oder wohl auch die unerbittlichen Richter, Minos und Rhadamanthus? bei welchen dich weder ein Lucius Crassus vertheidigen wird, noch ein Marcus Antonius, noch auch — denn die Sache wird ja vor Griechischen Richtern verhandelt — wirst du des Demosthenes dich bedienen können; du selbst wirst vor großer Versammlung deine eigene Sache führen müßen. Das vielleicht fürchtest du, und darum hältst du den Tod für ein immerdauerndes Uebel.

6. A. Für so albern kannst du mich halten, daß ich an jenes glauben sollte? — M. Glaubst du denn nicht daran? — A. Nicht doch. — M. Fürwahr, das ist mir nicht lieb. — A. Warum denn? — M. Ich könnte meine Beredsamkeit zeigen, wenn ich dagegen sprechen dürfte. — A. Wer könnte das nicht in solcher Sache? Oder welche Schwierigkeit ist's, diese abenteuerlichen Erzeugnisse der Dichter und Maler zu widerlegen? — M. Dennoch giebt's dicke philosophische Bücher, worin die Verfasser gerade dagegen sich aussprechen. — A. Ungeschickt genug! Wer ist denn so verstandlos, daß jenes auf ihn Eindruck machte? — M. Also wenn man in der Unterwelt nicht unglücklich ist, so ist's wohl deßwegen, weil überhaupt Niemand in der Unterwelt ist. — A. Ganz so denke ich. — M. Wo sind nun diejenigen, die du unglücklich nennst? oder welchen Ort bewohnen sie? Denn wenn sie sind, so müßen sie doch irgendwo seyn. — A. Im Gegentheil, ich glaube, daß sie

nirgends sind. — M. Also auch, daß sie nicht sind? — A. Ja wohl, — und doch unglücklich, gerade deßwegen, weil sie Nichts sind. — M. So wollt' ich lieber, du fürchtetest den Höllenhund,, als so unbedachtsam dich zu äußern. — A. Wie so? — M. Wem du das Seyn absprichst, demselben sprichst du das Seyn wieder zu. Wo ist dein Scharfsinn? Denn das einemal sagst du, der sey unglücklich, von dem du das anderemal sagst, er sey nicht. — A. So stumpfsinnig bin ich nicht, das zu behaupten. — M. Was behauptest du also? — A. Unglücklich z. B. sey Marcus Crassus, daß er jene großen Reichthümer durch den Tod verlor; unglücklich Cnejus Pompejus, daß er eines solchen Ruhmes beraubt ward; unglücklich mit Einem Wort alle, weil sie dieses Lebenslicht entbehren müßen. — M. Du kommst auf das Nämliche zurück; denn um unglücklich zu seyn, müßen sie seyn; du aber sprachst so eben den Todten das Seyn ab. Wenn sie also nicht sind, so können sie nichts seyn; also auch nicht unglücklich. — A. Ich spreche vielleicht meine Ansicht nur nicht richtig aus. Denn eben das, nicht mehr zu seyn, wenn man gewesen ist, halt' ich fürs größte Unglück. — M. Wie? für ein größeres Unglück, als überhaupt nie gewesen zu seyn? So sind die noch nicht Geborenen schon unglücklich, weil sie nicht sind; und wir selbst, wenn wir nach dem Tode unglücklich seyn sollen, waren es schon, ehe wir noch geboren wurden. Ich aber erinnere mich nicht, vor meiner Geburt schon unglücklich gewesen zu seyn. Wenn du aber ein besseres Gedächtniß hast, so möcht' ich wissen, worauf du dich denn in Betreff deiner entsinnest?

7. A. Wie du doch scherzest, als ob ich die unglücklich genannt hätte, die noch nicht geboren sind, und nicht die, die gestorben sind.— M. Du sagst also, sie seyen.— A. Nein; sondern daß sie unglücklich seyen, weil sie nicht mehr sind, da sie zuvor waren. — M. Siehst du nicht, daß du im Widerspruche mit dir selbst bist? denn was ist widersprechender, als, ich will nicht sagen unglücklich, sondern überhaupt etwas seyn, und doch nicht seyn? Wenn du herausgetreten aus dem Capenischen Thore, die Grabmahle des Calatinus, der Scipionen, der Servilius, der Metellus schauest, hältst du denn jene für unglücklich? — A. Weil du mich beim Wort festhältst, so will ich in Zukunft nicht mehr sagen, sie seyen unglücklich, sondern nur „die Unglücklichen" — eben deßwegen, weil sie nicht sind. — M. Du sagst also nicht Marcus Crassus ist unglücklich, sondern nur der „unglückliche Marcus Crassus." — A. Ja. — M. Als ob nicht, was du auf jene Weise aussprichst, entweder seyn, oder nicht seyn müßte. Bist du nicht einmal mit den Elementen der Logik bekannt? Denn da heißt es sogleich von Anfange: Jeder Ausspruch (dieser Ausdruck fällt mir im Augenblicke für ἀξίωμα ein; find' ich einen bessern, so will ich nachher diesen gebrauchen) ist entweder wahr, oder falsch. Wenn du also sagst: der unglückliche Marcus Crassus: so sagst du entweder: Marcus Crassus ist unglücklich, damit beurtheilt werden kann, ob dieß wahr, oder falsch ist; oder du sagst überhaupt nichts. — A. Nun gut, ich will es zugeben, die Todten seyen nicht unglücklich, weil du mir das Geständniß abzwangest, wer überhaupt nicht sey, könne auch nicht unglücklich seyn. Aber wie? Wir, die wir leben und sterben müssen, sind

wir nicht unglücklich? Denn welchen Reiz bietet das Leben noch dar, wenn man Tag und Nacht denken muß, jeden Augenblick könne der Tod nahen.

8. M. Erkennst du nun nicht, welch ein großes Uebel du vom menschlischen Schicksal hinweggestoßen? — A. Wie so? — M. Wäre der Tod auch für die Todten ein Unglück, so hätten wir ein unendliches und immer dauerndes Uebel im Leben. Nun seh' ich doch das Ziel. Ist unser Lauf bis dahin vollendet, so haben wir nichts ferner zu fürchten. Aber du scheinst mir der Ansicht des Epicharmus zu folgen, eines scharfsinnigen, und — er war ja aus Sicilien, nicht unfeinen Mannes. — A. Welcher? ich kenne sie nicht. — M. Ich will sie dir, wenn ich kann, in unserer Sprache sagen. Denn du weißst, ich mag mich in unserer Rede eben so wenig Griechischer, als in Griechischer Rede der Ausdrücke unserer Sprache bedienen. — A. Mit Recht. Aber laß sie denn hören, je Ansicht des Epicharmus. M. „Sterben mag ich nicht, jedoch gestorben seyn, das acht' ich nicht.“ — A. Nun erkenn' ich das Griechische. Aber weil du mich nöthigest zum Geständniß, daß die Gestorbenen nicht unglücklich seyen: so bring' es nun auch dahin, wenn du kannst, daß ich auch nicht die Nothwendigkeit zu sterben für ein Unglück halte. — M. Nun denn! das hat keine Schwierigkeit mehr. Aber ich strebe noch nach Höherem an. — A. Wie, hat dieses keine Schwierigkeit? oder was ist doch jenes Höhere? — M. Da es nach dem Tode kein Uebel gibt, so ist auch der Tod kein Uebel; denn unmittelbar an ihn schließt sich ja die Zeit nach dem Tode an, in welcher es eingestandener Maßen kein Uebel gibt; also ist auch

das sterben müssen kein Uebel; denn das heißt: dahin kommen müssen, wo es, wie wir einig sind, kein Uebel gibt. — A. Etwas ausführlicher, wenn ich bitten darf. Denn diese spitzfindige Kürze zwingt mich eher zum Geständniß, als zur Ueberzeugung. Aber was ist denn das, was du von deinem Streben nach Höherem sprichst? — M. Ich möchte wo möglich zeigen, daß der Tod nicht nur kein Uebel, sondern, daß er sogar ein Gut ist. — A. Das verlang' ich gerade nicht; doch wünsch' ichs zu hören. Denn gesetzt du erreichtest deinen Zweck nicht, so beweisest du doch, daß der Tod kein Uebel sey. Aber ich will dich nicht unterbrechen: ich möchte lieber eine zusammenhängende Rede hören. — M. Wie? Wenn ich dich etwas frage, wirst du mir nicht antworten? — A. Das wäre gar zu stolz; doch ohne Noth wünsche ich lieber nicht befragt zu werden. —

9. M. So will ich mich dir fügen; und was du wünschest, nach Kräften auseinander setzen; doch erwarte von mir nicht, wie von einem Pythischen Apollo, feststehende Gewißheit; sondern was dir ein gewöhnlicher Mensch — Einer, wie es deren noch genug gibt — sagen kann, der dem, was nach muthmaßlichen Schlüssen sich empfiehlt, seinen Beifall gibt. Denn über die Erkenntniß des Wahrscheinlichen kann ich nicht hinauskommen. Gewißheit mögen diejenigen geben, welche die Möglichkeit untrüglicher Wahrnehmungen behaupten, und sich selbst für Weise ausgeben. — A. Thue, wie dirs gefällt; wir sind zum Hören bereit. — M. Nun — was der Tod selbst sey, so bekannt das auch scheint, das müßen wir zuerst sehen. Denn nach Einigen ist der Tod eine Trennung der Seele vom Körper;

nach Anderen gibt es keine Trennung, sondern Seele und Körper gehen zugleich unter, und jene wird in diesem vernichtet. Welche die Ansicht haben, daß die Seele sich trenne, lassen diese sich entweder sogleich auflösen, oder erst nach längerer Zeit, oder sie behaupten zum Theil ihre ewige Fortdauer. Nicht minder groß ist über das Wesen, den Sitz und den Ursprung der Seele der Widerstreit der Meinungen. Einigen scheint das Herz selbst die Seele zu seyn: daher die Ausdrücke: herzlos, feigherzig*), einherzig; und jener kluge Nasika, der zweimal Consul gewesen, hieß „Herzchen," und —

„Der vortrefflich beherzte Mann Catus Aelius Sextus."

Empedokles hält die Seele für das unter dem Herzen strömende Blut; Anderen schien ein Theil des Gehirnes das Wesentliche der Seele auszumachen. Wieder Andere wollen weder von dem Herzen, noch von einem Theile des Gehirnes, als Seele, wissen, sondern im Herzen, oder im Gehirn suchen sie der Seele Sitz und Ort. Andere glauben die Seele gebunden an den Hauch oder Athem, was in lateinischer Sprache schon durch die verwandten Wörter animus und anima bezeichnet wird; weßwegen auch den „Athem aushauchen" und „den Geist aufgeben" dasselbe ausdrückt. Der Stoiker Zeno hält die Seele für Feuer.

---

*) vecors heißt eigentlich unsinnig. Die Uebersetzung bleibt hier überhaupt hinter dem Original zurück, weil die von cor abgeleiteten Wörter eine Beziehung auf den Verstand haben. Eben so konnte im unmittelbar Folgenden das Original nicht ganz wiedergegeben werden.

10. Doch — was ich so eben von Herz, Blut, Gehirn, Hauch, Feuer sprach, sind allgemeine Ansichten: individuelle dagegen folgende. So haben manche Alte schon zuvor, und ihnen zunächst dann Aristoxenus, ein Musiker und Philosoph zugleich, von einer gewissen Stimmung des Körpers selbst gesprochen; und wie bei Gesang und Saitenspiel (was dort Harmonie genannt wird), so werden [nach ihm] aus dem Wesen und dem Bau des ganzen Körpers verschiedene Schwingungen hervorgebracht, gleichwie im Gesange die Töne. Dieser Mann entfernte sich nicht von seiner Kunst, und doch sagte er etwas, über dessen Beschaffenheit schon zuvor und deutlicher Plato geredet hatte. Xenokrates läugnete, daß die Seele eine Gestalt und Körperlichkeit habe, er nannte sie eine Zahl; denn die Kraft der Zahl hatte er, wie schon zuvor Pythagoras, in der ganzen Natur als höchst bedeutend erkannt. Sein Lehrer Plato dachte sich eine dreifache Seele: ihrem ersten Theile, d. h. der Vernunft, wies er den Sitz im Haupte, wie in einer Burg an; die beiden anderen Theile, Affekt und Begierde betrachtete er als unterworfen, trennte den Sitz beider, und ließ den Affekt in der Brust, die Begierde unter dem Zwerchfelle wohnen. Dicäarch in jenem Gespräche, das er, als zu Corinth zwischen einigen Gelehrten gehalten, in drei Büchern darstellt, und in dessen erstem Buche er Mehrere reden läßt, führt in den zwei folgenden einen gewissen Pherekrates, einen Alten aus Phtia, der von Deukalion stammen sollte, redend ein: „die Seele sey überhaupt Nichts, und das sey ganz und gar nur ein eitler Name, und umsonst spreche man von beseelten Wesen; weder im Menschen sey eine Seele, noch

im Thiere; und jene ganze Kraft der Thätigkeit und der Empfindung sey in allen lebendigen Körpern gleichmäßig vertheilt, und vom Körper unabtrennbar; ebendeswegen weil sie für sich nicht bestehe, nnd nichts sey, als der Eine und einfache Körper, so gebildet, daß er durch die Organisation der Natur lebe und empfinde." Aristoteles, weit unter allen (den Plato nehme ich immer aus) der ausgezeichnetste an Geist und an Sorgfalt der Untersuchung, fügt zu den bekannten vier Elementen, aus denen alles entstand, noch ein fünftes Urwesen, als das Element des Geistes, hinzu. Denn Denken, Vorhersehen, Lernen, Lehren, Erfinden, und so vieles Andere — Sich erinnern, Lieben, Hassen, Verlangen, Fürchten, Sich grämen, Sich freuen — dieß und Aehnliches, meint er, sey nicht begründet in der Natur von irgend einem dieser vier Elemente; weßwegen er ein fünftes, namenloses, hinzusezt, und so die Seele selbst mit dem neuen Worte ἐντλέχεια [Entelecheia] benennt, um ihre ununterbrochene und stets fortdauernde Bewegung ausdrücken.

11. Irre ich mich nicht, so sind dieß ungefähr die Ansichten über die Seele. Denn den Demokritus, sonst zwar einen großen Mann, der sich aber eine Seele aus glatten und runden Körperchen bildet nach einem zufälligen Zusammentreffen — diesen wollen wir übergehen: gibt es doch bei jenen Philosophen nichts, was nicht der Atomen Verwirrung hervorbringen könnte. Welche nun von jenen Ansichten die wahre sey, mag ein Gott wissen; welche die wahrscheinlichste, ist eine große Frage. Wollen wir also lieber zwischen jenen Ansichten entscheiden, oder zu unse-

rem Gegenstande zurückkehren? — A. Ich wünschte, wo möglich, beides; aber die Verbindung hat Schwierigkeit. Können wir daher, auch ohne Verhandlungen über jenen Punkt, von der Furcht des Todes befreit werden, so laß uns hierbei stehen bleiben: ist aber dieses unmöglich ohne vorangegangene Entwicklung der Untersuchung über das Wesen der Seele, so nehmen wir jetzt, wenn dirs gefällt, dieses vor; jenes ein andermal. — M. Was du, wie ich sehe, vorziehst, halte ich auch für passender. Denn unsre Schlußreihe wird es darthun, daß, welche der aufgeführten Ansichten immer die wahre sey, der Tod entweder kein Uebel ist, oder sogar ein Gut. Ist Herz, Blut, oder Gehirn die Seele, so wird sie eben als etwas Körperliches mit dem übrigen Körper untergehen; ist sie Hauch, so wird sie vielleicht sich zerstreuen: wenn Feuer, erlöschen: wenn des Aristoxenus Harmonie, sich auflösen. Was sag' ich von Dicäarch, der geradezu behauptet, die Seele sey nichts? Allen diesen Ansichten zufolge kann nach dem Tode nichts mehr Beziehung auf irgend Einen haben; denn zugleich mit dem Leben geht die Empfindung verloren; und ohne Empfindung gibt es nichts für uns, das uns irgendwie anregte. Die Ansichten der Uebrigen gewähren Hoffnung, wenn dich dieß etwa erfreut, daß die Seelen, nach ihrem Austritt aus dem Körper, in den Himmel, als ihren eingenthümlichen Wohnort, gelangen können. — A. Gewiß erfreut mich dieses; und ich wünsche nur, einmal, daß es so sey, und dann — falls es nicht so wäre, — daß ich doch die Ueberzeugung gewänne. — M. Nun was bedarfst du unserer Hülfe? Können wirs an Beredsamkeit dem Plato

zuvorthun? Schlage mit Sorgfalt sein Buch über die Seele auf; und du wirst nichts weiter zu wünschen haben. — A. Das hab' ich wahrlich schon, und mehr als einmal gethan; aber ich weiß nicht wie, während des Lesens stimme ich bei: leg' ich das Buch weg, und denk' ich bei mir selbst über die Unsterblichkeit nach, so entschwindet alle jene Beistimmung. — M. Nun gut — du gibst zu, entweder dauern die Seelen nach dem Tode fort, oder sie gehen im Tode selbst unter? — A. Ich gebe es zu. — M. Und — wenn sie denn fortdauern? — A. So geb' ich zu, daß sie glücklich sind. — M. Wenn sie untergehen? — A. Daß sie nicht unglücklich sind, weil sie nicht mehr sind; denn dieses zuzugestehen hast du mich kaum zuvor genöthigt. — M. Wie also, oder warum kannst du sagen, der Tod scheine dir ein Uebel? wird er uns ja doch glücklich machen, wenn die Seelen fortdauern; oder nicht unglücklich, wenn die Empfindung aufhört.

12. A. Entwickle also, wenn es dir nicht beschwerlich ist, zuerst, falls du es vermagst, daß die Seelen nach dem Tode fortdauern: dann, wenn dir dieses minder gelingen wird — denn es ist schwierig, — so zeige, daß frei von allem Uebel der Tod ist. Denn gerade das, fürcht' ich, möchte ein Uebel seyn, die Empfindung — ich will nicht sagen zu entbehren, sondern entbehren zu müßen. — M. Für die Ansicht, welche du geltend gemacht wissen willst, kann ich die trefflichsten Gewährsmänner anführen: worauf man bei allen streitigen Gegenständen, und mit Recht, das meiste, Gewicht zu legen pflegt: und zwar fürs erste das ganze Alterthum; das, je näher es dem Ursprung und der göttt-

lichen Abstammung stand, desto besser wohl auch die Wahrheit schaute. So war denn jenes Eine eingepflanzt den alten Vorvordern: die Ennius Cascos [d. i. Alte, mit einem sabinischen Worte] nennt: es bleibe im Tode die Empfindung, und nimmer werde beim Scheiden von dieser Welt der Mensch bis zum gänzlichen Untergange vertilgt. Dieß läßt sich theils aus manchen andern Umständen, theils aus dem priesterlichen Rechte, und den heiligen Verordnungen wegen der Gräber erkennen; Verordnungen, welche die größten Geister nicht mit so vieler Sorgfalt beobachtet, und an deren Verletzung sie nicht eine so wenig durch Sühne tilgbare Sündenschuld gebunden hätten, wäre nicht tief in ihre Seele die Ueberzeugung gedrückt gewesen, der Tod sey kein Untergang, der alles aufhebe und vertilge, sondern nur gleichsam eine Wanderung, eine Veränderung des Lebens, bei ruhmvollen Männern und Frauen ein Führer zum Himmel, während die übrigen an der Erde festgehalten werden, jedoch so, daß sie noch fortdauern. Nach dieser Vorstellung, und nach der Meinung unserer Landsleute

„Lebet Romulus jetzo im Himmel mit Göttern das Leben,"

wie in Uebereinstimmung mit der Sage Ennius sprach; und darum wird bei den Griechen, und von ihnen aus bei uns, ja bis an den Ocean hin, Herkules für einen so großen, mächtig nahen Gott gehalten. Darum Liber der Gott, der Semele Sohn, und mit gleich ausgebreitetem Ruhme des Tyndarus Zwillings-Söhne, die nicht nur in Schlachten Siegesgehülfen des Römischen Volkes, der Sage nach, waren, sondern auch Siegesboten. Und wie? Ino, des Cadmus Tochter, genießt sie nicht als Leukothea bei den Griechen,

als Matuta bei uns göttliche Ehre? Wie? Beinahe der ganze Himmel, um nicht Mehrere aufzuführen, ist er nicht mit dem Menschengeschlechte bevölkert?

13. Versucht' ichs aber, das Alte zu erforschen, und daraus namentlich dasjenige, was Griechische Schriftsteller überlieferten, ans Licht hervorzuziehen: so könnte man finden, daß selbst jene so genannten Götter der ersten Ordnung hier von uns aus in den Himmel kamen. Denke denjenigen nach, deren Gräber man in Griechenland zeigt; erinnere dich dessen, was man — du bist ja ein Eingeweihter — in den Mysterien lehrt: dann erst wirst du den ganzen Umfang dieser Bemerkung verstehen. Jedoch bei der Unkenntniß der Physik, die erst viele Jahre nachher behandelt zu werden anfing, geschah es, daß man gerade soviel in die Ueberzeugung aufnahm, als man aus Veranlassung der Naturereignisse erkannte. Gründe und Ursachen der Dinge hatte man nicht gefaßt; gewisse Erscheinungen, besonders nächtliche, regten oft das Gemüth auf, so daß es war, als ob die, welche das Leben schon verlassen hatten, lebend sich darstellten. Für die Unsterblichkeit läßt sich ferner derselbe, wie es scheint, sehr starke Grund anführen, der für den Glauben an das Daseyn der Götter geltend gemacht wird: daß es nämlich kein so rohes Volk, überhaupt keinen so wilden Menschen gebe, dessen Geist die Vorstellung von Göttern nicht erfüllte. Viele zwar haben einen unrichtigen Begriff von den Göttern, — eine Folge ihrer Verkehrtheit, — doch glauben sie Alle an göttliche Kraft und göttliches Wesen. Und nimmer bewirkt dieß Verabredung der Menschen oder Uebereinkunft; nicht durch

Einrichtungen ist die Ansicht, nicht durch Gesetze befestigt. Aber in allen Dingen ist die Uebereinstimmung aller Völker für ein Natur-Gesetz zu halten. Nun denn — wer bejammert den Tod der Seinen vor allen Dingen nicht darum, weil er meint, sie seyen der Annehmlichkeiten des Lebens beraubt? Nimm ihm diese Meinung, so hebst du den Jammer auf; denn gerührt ist man nicht sowohl über das eigene Unglück: man fühlt etwa Schmerzen und Beängstigung: sondern jenes jammervolle Wehklagen, jene Thränen der Rührung kommen daher, weil wir glauben, es seyen unsere Geliebten der Annehmlichkeiten des Lebens beraubt, und sie fühlen dieses. Und so denken wir, weil es uns so natürlich ist, ohne Schlüsse, ohne Unterricht.

14. Doch ein besonders wichtiger Grund für die Unsterblichkeit ist, daß die Natur selbst schweigend ihr Urtheil gibt, weil Alle bekümmert und sehr bekümmert sind um das nach dem Tode Folgende:

„Der Mensch pflanzt Bäume, die dem kommenden Geschlechte nützen"

wie jener Statius in den „Synepheben" sagt: Warum? nicht deßwegen, weil er sich auch die kommenden Geschlechter in Beziehung auf sich denkt? Darum pflanzt der fleißige Landmann Bäume, von denen er nie eine Beere schauen wird: der große Mann, sollt' er nicht eben so Gesetze, Verfassungen, Staaten pflanzen? Worauf deutet das Bestreben, Kinder zu hinterlassen, seinen Namen fortzupflanzen, Andere an Kindes Statt aufzunehmen, worauf die sorgfältige Behandlung der Testamente, worauf die Grabdenkmale, und die Aufschriften auf denselben — worauf anders,

als daß wir auch auf die Zukunft denken? Noch mehr — glaubst du nicht, daß das Muster eines Wesens hergenommen werden muß von den vollkommensten Gegenständen jeder Gattung? Wo findet sich nun beim Menschengeschlechte das menschliche Wesen besser als bei denjenigen, die sich zur Hülfe, zur Beschützung, zur Rettung der Menschheit geboren glauben? Hin ging zu den Göttern Herkules; nie wär' er dahin gekommen, hätt' er sich nicht, da er unter den Menschen noch war, dahin den Weg gebahnt. Doch — das sind alte Beispiele, und durch die Religion geheiligt.

15. Was dachten wohl in diesem unserm Staate so viele und so große Männer, die um des Staates willen sich tödten ließen? Daß durch dieselben Schranken ihr Name, wie ihr Leben, begränzt werde? Nie würde sich jemand ohne große Hoffnung der Unsterblichkeit fürs Vaterland dem Tode weihen. Still sitzen konnte Themistokles; Epaminondas konnt' es; stille — um nicht immer Altes und Fremdes aufzusuchen — auch Ich; aber ich weiß nicht wie, es haftet in unserem Geiste eine gewisse Vorahnung künftiger Jahrhunderte: und zwar, je größer die Kraft des Genie's, je höher die des Gemüthes, desto mehr erzeugt sich dieselbe, desto leichter offenbaret sie sich. Nimmst du sie hinweg, wer wäre thöricht genug, um immer in Anstrengungen und Gefahren zu leben? Ich spreche von angesehenen Staatsmännern. Aber wie? Dichter — wollen nicht auch sie nach dem Tode geadelt seyn? Woher nun dieß?

„Schaut, o Bürger, des Greisen, des Ennius Bild und Gestalt hier:
Welcher des Alterthums herrliche Thaten besang.“

Den Lohn des Ruhmes fordert er von Denjenigen, deren Vätern er Ruhm ertheilt hatte; und so spricht er auch:

„Niemand schmücke mit Thränen mein Grab! noch folg' er der Leiche
Klagend! denn lebend annoch flieg' ich von Munde zu Mund."

Doch was sprech' ich von Dichtern? Künstler wollen nicht minder nach dem Tode verherrlicht seyn. Warum denn schloß Phidias ein ihm ähnliches Bild in den Schild der Minerva ein, als er seinen Namen nicht darauf schreiben durfte? Und unsere Philosophen — setzen sie ihre Namen nicht selbst denjenigen Büchern vor, welche sie über die Verachtung des Ruhmes schreiben?

Ist nun die Uebereinstimmung Aller die Stimme der Natur; und stimmen wirklich Alle an allen Orten darin überein, daß es etwas gibt, das auf die Abgeschiedenen Bezug hat: so müssen auch wir dasselbe annehmen. Und wenn diejenigen, welche sich durch geistige und sittliche Vorzüge auszeichnen, wohl am genauesten die Kraft der Natur durchschauen, weil ihre Natur selbst die beste ist: so ist wahrscheinlich, daß, da immer die trefflichsten Männer für die Nachwelt am meisten besorgt sind, nach dem Tode ein Zustand folge, wovon sie Gefühl haben.

16. Aber wie wir an Götter kraft unserer Natur glauben, und die Erkenntniß ihrer Beschaffenheit Sache des Verstandes ist: so sind wir von der Fortdauer der Seele durch die Uebereinstimmung aller Völker überzeugt; welches ihr Sitz seyn werde, wie beschaffen sie selbst einst, davon muß der Verstand durch Gründe belehren. Der Mangel

an Verstandesbildung schuf eine Unterwelt, und jene Schreckbilder, die du nicht ohne Grund zu verachten schienest. Denn da in die Erde die Körper eingesenkt, und mit Erde bedeckt werden — daher der Ausdruck beerdigen — so glaubte man, unter der Erde setzen die Todten ihr übriges Leben fort. Dieser Wahn hatte große Irrthümer zur Folge, welche die Dichter vermehrten. Denn die gedrängte Versammlung im Theater, worunter zärtliche Frauen und Knaben sind, wird erschüttert von so schaurig tönendem Spruche:

„Hier bin ich — kommend von dem Acheron,
„Mit Müh', auf steilem, wildem Weg, durch Klüfte,
„Gewölbt aus rauhen Felsen, hoch herab
„Den Einsturz drohend: wo die Todten starr
„Und dicht die Nacht umhüllt —“

Und so mächtig wirkte der Irrthum, der mir aber nun gegehoben scheint, daß man, trotz des Bewußtseyns, die Körper seyen verbrannt, dennoch sich vorstellte, solche Dinge geschehen in der Unterwelt, welche ohne Körper weder geschehen könnten, noch sich begreifen ließen. Unfähig, einen rein für sich selbst lebenden Geist zu denken, sah man sich für denselben nach einer gewissen körperlichen Gestalt um. Daher Homers ganze Todtenberufung; daher die Geisterbeschwörungen meines Freundes Appius; daher in unserer Nachbarschaft der See des Avernus,

„Von wannen in der dunklen Nacht die Geister
„Beschworen werden aus dem offenen Thor
„Des tiefen Acheron, mit Blut und Salz
„Die Gebilde der Verstorbenen.“

Dennoch sollen diese Gebilde reden: was doch ohne Zunge, ohne Gaumen, ohne der Kehle, der Brust und Lungen-

Kraft und Gestalt unmöglich ist. Für geistige Anschauung war man unempfänglich, es mußte eine sinnliche vermittelst der Augen seyn. Es gehört auch eine große Seele dazu, abzurufen den Geist vom Sinnlichen, und den Gedanken von der Gewohnheit abzuziehen. Immerhin mögen daher auch Andere in so vielen Jahrhunderten dasselbe behauptet haben: aber schriftlich ist es zuerst vou Pherecydes aus Syros aufgezeichnet, daß er die ewige Fortdauer der menschlichen Seelen ausgesprochen: allerdings ein alter Zeuge: deun er lebte unter der Regierung meines Stammverwandten *). Dieser Ansicht gab sein Schüler Pythagoras eine besondere Festigkeit. Da er unter des Superbus Regierung nach Italien gekommen war, gewann er Großgriechenland für sich, theils durch die Würde seiner Schule, theils durch sein persönliches Ansehen. Und noch viele Jahrhunderte lebte die Kraft des Namens der Pythagoreer so fort, daß Niemand sonst für einen Gelehrten angesehen wurde.

17. Uebrigens die alten Pythagoreer gaben nicht leicht einen Beweis für ihre Ansichten, ausser wenn sich der Gegenstand durch Zahlen und mathematische Construction entwickeln ließ. Plato kam, wie erzählt wird, die Pythagoreer kennen zu lernen, nach Italien, ward mit dem Pythagoreischen Systeme bekannt, und machte nicht nur die Idee des Pythagoras von der Ewigkeit der Seelen zu der seinigen, sondern er war auch der erste, der einen Beweis dafür beibrachte. Doch lassen wir das — wenn du meinst, —

---

*) Des Röm. Königs Servius Tullius.

unberührt, und wenden wir uns nun ganz hinweg von der Hoffnung auf Unsterblichkeit! — A. Wie doch? Meine Erwartung willst du aufs höchste gesteigert haben, und nun mich verlassen? Wahrlich, irren will ich lieber mit Plato, dem von dir so hochgeschätzten, und von mir nach deinem Vorgange bewunderten Mann, als mit andern Philosophen die Wahrheit erkennen. — M. Glück zu! ich selbst möchte mit demselben Manne nicht ungerne irren! Nun denn, unterliegt einem Zweifel, — oder müssen wir, wie so vieles Andere, auch dieß bezweifeln? zwar sollten wir dieß am wenigsten: denn die Mathematiker überzeugen uns davon — Unterliegt es einem Zweifel, daß die Erde mitten im Weltalle liegt, und zum Umkreise des ganzen Himmels sich wie der Mitelpunkt oder das Centrum verhält? Sind nicht ferner die vier Elemente, woraus Alles erzeugt ist, so beschaffen, daß sie die verschiedenen Richtungen der Bewegung gleichsam unter sich getheilt haben? Die erdigen und wässerigen Stoffe durch ihre wesentliche Neigung und Schwere senkrecht zur Erde und ins Meer fallen? und, wie diese zum Mittelpunkte der Welt durch die Schwerkraft und das Gewicht getrieben werden: so sich die beiden andern Stoffe des Feuers und der Luft aufwärts in geraden Linien zu des Himmels Räumen schwingen; seys daß sie selbst vermöge ihres Wesens nach oben streben, seys daß vom Schwereren das Leichtere seiner Natur nach zurückgestoßen wird? Da nun dieses sich also verhält, so leuchtet nothwendig ein, daß die Seelen nach ihrer Trennung vom Körper, sie seyen luft= oder feuer=artig, in die Höhe sich schwingen. Sollte aber die Seele eine Zahl seyn

ein Ausdruck, der mehr scharfsinnig als verständlich ist, oder wäre sie jenes fünfte Grundwesen, welches sich mehr durch die Vernunft erkennen, als durch einen Namen aussprechen läßt: so sind ihre Bestandtheile nur um so gleichartiger und reiner, um desto weiter von der Erde sich zu erheben. Etwas von der Art also ist die Seele; eine so belebte Kraft des Denkens liegt nicht im Herzen, oder Gehirn, oder, wie Empedokles will, im Blute versenkt.

18. Den Dicäarchus und Aristoxenus, seinen Zeitgenossen und Mitschüler, wollen wir übergehen, wie gelehrt sie auch immerhin waren. Der Eine scheint niemals mit Andern einen Schmerz empfunden zu haben, daß er nicht fühlte, er habe eine Seele; der Andere wird durch seine Musik so sehr ergötzt, daß er sie auch auf diesen Gegenstand überzutragen versucht. Eine Harmonie nun können wir wohl aus der geordneten Folge der Töne begreifen; ja ihre mannigfache Zusammensetzung bewirkt sogar mehrere Harmonien: aber der Glieder Lage, und des Körpers Gestalt — wie sie, ohne eine Seele, eine Harmonie hervorbringen soll, das sehe ich nicht ein. Doch dieser Mann, wie gebildet er sey, was er denn wirklich ist, überlasse das seinem Lehrer Aristoteles: Er selbst lehre die Musik: nach der weisen Lehre jenes Griechischen Sprüchwortes:

„Die Kunst, die jeder kann, die treib' er auch."

Aber völlig verwerfen wollen wir jenes zufällige Zusammenstoßen der untheilbaren, glatten und runden Körper — wovon jedoch Demokritus behauptet, sie seyen wärme- und luftartig, mithin beseelt. Jedoch — die Seele, welche, wenn sie aus einem jener vier Grundstoffe besteht, ein feuriges

und hauchartiges Wesen ist — was vornehmlich Panätius annimmt — muß nothwendig sich zu den oberen Räumen aufschwingen: denn diese beiden Elemente haben nie ein Streben abwärts, sondern immer aufwärts. Daher, wenn sie sich zerstreuen, so geschieht dieß ferne von der Erde; bleiben sie aber, und erhalten sie ihre Eigenthümlichkeit, so müssen sie nur um so mehr empor zum Himmel sich erheben, und muß von ihnen durchbrochen und zertheilt werden dieser dichte und zusammengesetzte Dunstkreis in der Erdnähe. Denn die Seele ist wärmer oder vielmehr heißer, als dieser von mir so eben dicht und zusammengesetzt genannte Dunstkreis: dieß ergibt sich daraus, weil unsere Körper, welche aus erdigen Stoffen gebildet sind, durch die Gluth der Seele erwärmt werden.

19. Die Seele wird auch um so leichter aus diesem oft genannten Dunstkreise heraustreten und ihn durchbrechen, weil nichts schneller ist, als die Seele. Bleibt sie nun rein in ihrem Wesen und sich selbst gleich; so nimmt sie nothwendig eine solche Richtung, daß sie jenen ganzen Luftraum durchdringt und zertheilt, in welchem Wolken, Regen und Winde sich bilden; denn dieser ist feucht und neblicht wegen der Ausdünstungen der Erde. Aber sobald die Seele diesen Raum überstiegen hat, und ein ihr gleiches Element getroffen und erkannt: so verweilt sie auf jenen aus feiner Luft und aus gemäßigter Sonnenwärme verbundenen Feuertheilen, und endigt den Flug nach oben. Denn nachdem sie jetzo eine ihr entsprechende Leichtigkeit und Wärme gewonnen, dann ist sie wie im schwebenden Gleichgewicht, und bewegt sich nach keiner weitern Seite. Und dieß ist dann

erst ihr natürlicher Sitz, wann sie zum gleichen Elemente hindurchdrang; wo sie auch, ohne Bedürfnisse, von denselben Dingen sich nähren und erhalten wird, wovon die Sterne erhalten und ernährt werden.

Da wir nun durch die Brunst des Körpers beinahe zu allen Begierden entflammt und um so mehr entzündet werden, weil wir denjenigen nacheifern, welche im Besitze der Gegenstände unserer Begierden sich befinden: wahrlich, so werden wir dann glücklich seyn, wann wir, nach dem Scheiden vom Körper, von Begierden und Eifersucht uns frei fühlen. Und was wir jetzt thun, wenn wir von Sorgen entbunden sind, daß zu Forschungen und Betrachtungen die Neigung uns hinzieht: das werden wir dann viel freier ausführen, und ganz uns in Beschauung und Erkenntniß der Dinge versetzen; denn liegt schon von Natur in unserem Geiste ein unersättlicher Hang nach Einsicht in die Wahrheit: so werden jene Räume selbst, zu denen wir gelangen, in dem Grade, in welchem sie uns die Erkenntniß der himmlischen Dinge erleichtern, die Begierde nach Forschung steigern. War es doch schon auf Erden die Schönheit dieser Gegenstände, was (wie Theophrast sagt) jene Philosophie der Altvordern, entzündet durch die Begierde nach Erkenntniß, erweckte. Aber den größten Genuß wird dieselbe denjenigen bieten, welche schon hier, da sie auf dieser Erde von Dunkel umhüllt waren, doch mit des Geistes Sehkraft durchzublicken strebten.

20. Denn glauben schon jetzt die etwas Rechtes zu erreichen, welche die Mündung des Pontus schauten, und

jene Engen, durch welche die sogenannte Argo hindurchfuhr, denn

— „Argeier fuhren drauf, erles'ne Männer,
die nach des Widders goldnem Vließe strebten:"

oder jene, welche des Oceans Straße schauten,

„wo Europa von Libya scheidet die reißende Woge:"

welch ein Schauspiel wird es seyn, wann die ganze Erde zu überschauen vergönnt ist, und ihre Lage, Gestalt und Begrenzung, und ihre bewohnbaren Theile und wieder diejenigen, welche wegen der großen Kälte oder Hitze keines Anbaues fähig sind. Denn nicht einmal hier schauen wir, was wir sehen, mit den Augen: denn nicht im Körper ist der Sinn; sondern — wie uns nicht nur die Physiker lehren, sondern auch die Aerzte, die das offen und sichtbar vor sich sahen — es sind gewisse Canäle zu den Augen, zu den Ohren, zur Nase, vom Sitz der Seele durchbrochen. Daher wir oft in Gedanken, oder durch den Einfluß einer Krankheit gehemmt, mit offenen und gesunden Augen und Ohren weder sehen noch hören: zum deutlichen Erweise, daß die Seele es ist, welche sieht und hört, und nicht jene Körpertheile, die gleichsam nur die Fenster der Seele sind, und durch welche nur dann die Empfindung für den Geist vermittelt wird, wann dieser mit Aufmerksamkeit zugegen ist. Und umfassen wir nicht mit demselben Geiste die ungleichartigsten Dinge: Farbe, Geschmack, Wärme, Geruch, Töne? Nie könnte die Seele vermittelst fünf Boten dieß Alles erkennen, wenn nicht auf sie sich Alles so bezöge, daß sie auch allein die Beurtheilerin von Allem ist. Doch wahrlich, jene Gegenstände werden dann viel reiner und heller ge-

schaut werden, wann dahin, wohin die Natur sie trägt, die freie Seele gekommen seyn wird. Denn im gegenwärtigen Zustande, wie sehr auch jene Höhlungen, die zur Seele vom Körper eröffnet sind, mit weiser Kunst die Natur gebaut hat: werden sie doch durch erdige und verdichtete Stoffe auf gewisse Weise verstopft; wann aber nichts mehr außer der Seele seyn wird, dann wird kein Hinderniß mehr der Erkenntniß der wahren Beschaffenheit jeglichen Dinges sich in den Weg stellen.

21. Mit welcher Fülle könnt' ich mich hierüber verbreiten, wenn der Gegenstand es forderte, wie viele, wie mannigfaltige, wie große Schauspiele die Seele in den himmlischen Räumen haben soll! Denke ich darüber nach, so muß ich mich oft wundern über den seltsamen Stolz einiger Philosophen, womit sie ihre Naturwissenschaft bewundern, und ihrem ersten Erfinder *) frohlockenden Dank bringen, und ihn wie einen Gott verehren: denn befreit seyen sie durch ihn von den schwersten Gewaltherrn, von ewigem Irrthum und Tag und Nacht dauernder Angst. Von welchem Irrthume? von welcher Angst? Wo giebt es noch eine so alberne Alte, die sich vor Dingen noch fürchtete, welche euch wahrscheinlich, hättet ihr nicht die Naturkunde erlernt, in Schrecken versetzten?

„— Des Orcus hohe Acherusische Gewölbe,
Und Lethes blasse, schwarzumwölkte Räume."

Schämt sich ein Philosoph nicht, damit sich zu rühmen, daß er solches nicht fürchtet, daß er dessen Nichtigkeit erkannte?

---

*) Dem Epikur.

Man kann übrigens daraus sehen, was das von Natur für scharfsinnige Menschen seyn müßen, die solches ohne wissenschaftliche Belehrung geglaubt haben würden. Aber welch Herrliches haben sie vollends damit errungen, daß sie gelernt, sie werden, wenn die Stunde des Todes gekommen, völlig zu Grunde gehen. Denn gesetzt, es sey so — um nicht dagegen zu streiten — was hat jene Ansicht so Erfreuliches, so Ruhmwerthes? Jedoch sehe ich in der That nicht ein, warum nicht die wahre Ansicht die eines Pythagoras und eines Plato seyn sollte. Denn hätte auch Plato keinen Grund beigebracht (siehe, wie viel mir der Mann gilt): so würde er mich schon durch sein Ansehen besiegen; nun hat er aber so viele Gründe beigebracht, daß man sieht, Andere wollte er wenigstens überzeugen, sich aber hat er wirklich überzeugt.

22. Doch die Meisten sträuben sich dagegen, und wollen die Seele, wie einen Verurtheilten, mit dem Tode bestraft wissen; und doch ist's kein anderer Grund, warum unglaublich ihnen die Ewigkeit der Seelen vorkommt, als weil sie sich von der Beschaffenheit einer Seele ohne Körper keine Vorstellung und keinen Begriff machen können. Als ob sie begriffen, wie beschaffen die Seele im Körper selbst sey, welches ihre Bildung, ihre Größe, ihr Ort; oder — wenn nun auf einmal in einem lebenden Menschen das Alles sich anschauen ließe, was sonst bedeckt ist, was glauben sie wohl, würde die Seele sichtbar erscheinen, oder würde nicht ihre Feinheit so groß seyn, daß sie den Augen entginge? Das mögen diejenigen bedenken, welche eine Seele ohne Körper nicht begreifen zu können behaupten; mögen sie sehen, wie sie dieselbe im Körper selbst begreifen. Mir

wenigstens stellt sich bei Betrachtung der Natur der Seele das als ein viel schwierigerer und dunklerer Gedanke dar, wie beschaffen die Seele im Körper, als in einer fremden Behausung, sey, als wie, wenn sie ausgetreten, und zum freien Himmel, als zu ihrer eigenthümlichen Wohnung, gekommen. Es müßte denn seyn, daß wir die Beschaffenheit dessen, was wir niemals sahen, zu erkennen unfähig wären; — aber vermögen wirs doch auch, von Gott und dem göttlichen körperbefreiten Geiste uns eine Vorstellung zu bilden. Freilich den Dicäarchus und Aristoxenus bestimmte die Schwierigkeit der Erkenntniß von dem Wesen und der Beschaffenheit der Seele, geradezu das Daseyn einer Seele zu läugnen. Aber ja! es ist das Schwerste mit dem Geiste den Geist zu schauen; und gewiß hat diesen Sinn Apollo's Gebot, sich selbst kennen zu lernen. Denn wohl nicht unsere Glieder befiehlt es, nicht unsere Größe und Gestalt kennen zu lernen; sind **wir** doch nicht Körper; und dieses zu dir sprechend, spreche ichs nicht deinem Körper. Wenn also Apollo sagt: „Lerne dich selbst kennen," so heißt das: „lerne deine Seele kennen." Der Körper ist nur, um mich so auszudrücken, das Gefäß oder ein Behältniß der Seele. Was deine Seele thut, daß thust **du**; **sie** kennen zu lernen — wenn **das** nicht etwas Göttliches wäre, so würde jenes Gebot nicht das Gebot eines scharfsichtigeren Geistes seyn, so daß man es der Gottheit selbst beilegen zu müssen glaubte.

Aber wenn nun die Seele selbst nicht wissen sollte, wie beschaffen sie ist, sage doch, wird sie auch nicht wissen, **daß** sie **ist**? daß sie sich **bewegt**? Hieraus entsprang jener Be-

weis des Plato, welcher von Sokrates im Phädrus entwickelt wird, und von mir in das sechste Buch meines Werkes über den Staat aufgenommen worden.

23. „Was sich immer bewegt, ist ewig. Was aber an ein Anderes die Bewegung mittheilt, und selbst von außen her getrieben wird, muß nothwendig, wenn die Bewegung ein Ende hat, selbst ein Ende mit seiner Thätigkeit nehmen. Dasjenige also allein, das sich selbst bewegt, wird, weil es nie von sich selbst verlassen wird, auch nie seine Bewegung endigen: Nein! vielmehr ist ein solches auch für das übrige Bewegte die Quelle und die Urkraft der Bewegung. Die Urkraft hat keinen Ursprung, denn aus der Urkraft entspringt Alles; sie selbst aber kann aus keinem andern Ding entstehen; denn was anderswoher sein Daseyn hätte, das wäre nicht mehr Urkraft. Hat sie keinen Anfang, so höret sie auch nicht auf. Denn eine vernichtete Urkraft kann selbst aus keinem Andern sich wieder erzeugen, noch aus sich ein Anderes hervorbringen; weil es nothwendig ist, daß aus der Urkraft Alles entspringe. Hieraus folgt, daß die Urkraft der Bewegung in Demjenigen ist, was durch sich selbst bewegt wird: ein Solches kann aber weder geboren werden, noch sterben; oder es müßte der ganze Himmel einstürzen, und die ganze Erde stille stehen, ohne je wieder jener Kraft theilhaftig zu werden, durch deren Stoß sie von Anfang in Bewegung gesetzt wurde. Da also erhellt, daß dasjenige ewig ist, was die Kraft seiner Bewegung in sich selbst trägt, wer wollte diese Natur der Seele absprechen? Denn unbeseelt ist alles dasjenige, was durch einen Stoß von außen getrieben wird; das Beseelte aber wird immer durch seine

eigene innere Bewegung angeregt. Und das ist die eigenthümliche Beschaffenheit und Kraft der Seele. Ist sie nun von Allem die einzige sich selbst und immer bewegende Kraft, so ist sie gewiß ohne Anfang und ohne Ende."

Mag jetzt zusammenlaufen der ganze Pöbel von Philosophen, — denn so nenne ich diejenigen, welche von Plato und Sokrates und von dieser Schule sich trennen — sie werden nicht nur Nichts mit derselben Feinheit auseinander setzen, sondern sie werden selbst nicht einmal jene scharfsinnige Schlußfolge begreifen. — Also: die Seele fühlt, daß sie bewegt wird, und in diesem Gefühle zugleich, daß die Bewegung aus ihrer eigenen Kraft, und nicht von außen stammt; und daß nie der Fall eintreten kann, wo sie von sich selbst verlassen würde. Hieraus folgt ihre Ewigkeit. Oder hast du etwas dagegen? — A. Im Gegentheil — es ist mir lieb, daß mir auch nicht das Geringste dagegen einfällt: so sehr bin ich für jene Ansicht eingenommen.

24. M. Betrachte jetzt auch Folgendes! Hältst du das für minder bedeutend, was dafür spricht, daß in den Seelen der Menschen etwas Göttliches ist? Und könnt' ich es sehen, wie dieß zu entstehen vermochte, so würde ich auch die Möglichkeit seines Unterganges begreifen. Denn von Blut, Galle, Schleim, Gebeinen, Nerven, Adern, kurz von dem Bau der Glieder und des ganzen Körpers meine ich angeben zu können, woraus sie verbunden, und wie sie gebildet sind. Und was die Seele selbst betrifft, wäre sie nur der innere Grund des Lebens, so würd' ich glauben, das Leben des Menschen erhalte sich ebensowohl durch die Natur, als das des Weinstockes, des Baumes: denn auch

von diesen Gegenständen sagen wir, daß sie leben. Ferner, hätte die Seele des Menschen nur ein Vermögen der Begierde und der Verabscheuung, so würde ihr auch dieses mit den Thieren gemein seyn. Aber höhere Eigenschaften hat sie: fürs erste Gedächtniß, und zwar von unendlichem Umfange für eine zahllose Menge von Gegenständen. Dieß scheint dem Plato eine Rückerinnerung an ein früheres Leben zu seyn. In seinem Meno macht Sokrates an einen jungen Menschen einige geometrische Fragen über die Ausmessung des Quadrates. Darauf antwortet jener, wie sich von einem Knaben erwarten läßt; und doch sind die Fragen so leicht, daß er Schritt vor Schritt in seinen Antworten eben dahin kommt, wohin, wenn er die Geometrie erlernt hätte. Hieraus will denn Sakrates gefolgert wissen, Lernen sey nichts anders, als Sich erinnern. Diesen Punkt entwickelt er noch viel genauer in jener Unterredung, die er an seinem Todestage selbst gehalten. Er zeigt nämlich, wie ein sonst durchaus ungebildeter Mensch, welcher denn doch auf geschickte Fragen Red' und Antwort zu geben wisse, eben damit beweise, daß er dieß nicht jezt erst lerne, sondern durch Erinnerung die Kenntnisse wieder erneuere. Auch würden wir unmöglich von Jugend auf von so vielen und großen Dingen inwohnende und gleichsam versiegelte Begriffe, ἔννοιαι genannt, in der Seele haben, wenn nicht die Seele vor ihrem Eintritt in den Körper in der Erkenntniß der Dinge gelebt hätte. Ueberhaupt da in der Sinnenwelt das Nichts war, wie sich Plato überall äußert (denn ein Nichts ist ihm, was entsteht und wieder vergeht, und das allein ist, was immer ein solches ist; welches

er Idee nennt, wir Urbild): so konnte die Seele von dergleichen nicht, im Körper eingeschlossen, die Kenntniß erwerben; schon Erkanntes brachte sie mit; wodurch dann die Verwunderung über die Erkenntniß so vieler Dinge aufgehoben wird. Jedoch kommt die Seele nicht sogleich bei ihrem Eintritt in eine so ungewohnte und verstörte Behausung zum vollen Bewußtseyn; sondern erst wenn sie sich gesammelt und wieder erholt hat, frischt sie jene Erkenntniß durch die Rückerinnerung auf. So ist denn Lernen nichts Anders, als Sich erinnern. Doch bewundere ich noch mehr das Gedächtniß von einer andern Seite. Denn was ist das, wodurch wir uns erinnern? Auf welcher Kraft beruht es? Woher stammt es? Ich spreche hier nicht von dem ausserordentlichen Gedächtniß eines Simonides, eines Theodektes; nicht von jenem des von Pyrrhus an den Senat gesandten Cineas; noch von einem solchen, wie wir es neulich an Charmadas, oder an dem jüngst verstorbenen Metrodorus aus Scepsis, oder an unserem Hortensius sahen; von dem gemeinen Menschen-Gedächtnisse sag' ich, hauptsächlich aber von dem Gedächtnisse derjenigen, welche mit einer höheren Wissenschaft und Kunst sich beschäftigen. Wie vielumfassend der Geist dieser Männer ist, läßt sich schwer schätzen: so vieles wissen sie zu behalten.

25. Wohin nun zielt diese Rede? Welches jene Kraft, und woher sie sey, muß, denk' ich, daraus begriffen werden. Wenigstens nicht im Herzen liegt sie, nicht im Blute, nicht im Gehirne, noch in den Atomen; ob sie luft- ob sie feuerartig ist, weiß ich nicht; und ich schäme mich nicht, wie jene Philosophen, meine Unwissenheit zu gestehen;

aber wenn ich überhaupt über einen Gegenstand etwas behauptend aussprechen könnte: so würd' ich schwören, die Seele sey, — ob Luft, ob Feuer — gewiß göttlich. Denn wie doch? Aus Erde, oder dem Nebel und Dunst dieses unteren Luftkreises scheint dir erzeugt oder zusammengesetzt eine solche Kraft des Gedächtnisses? Siehest du nicht was dieß sey, doch siehst du, wie beschaffen; wenn auch dieß nicht, doch wahrlich, von welchem Umfang? wie nun? Wollen wir der Seele einen fassenden Raum beilegen, in welchen, wie in ein Gefäß, die Gegenstände der Erinnerung eingegossen werden? Abgeschmackt! Denn wo ist der Boden desselben, oder wie kann man eine solche Seelengestalt begreifen? oder wie überhaupt einen Raum, dieß alles aufzufassen? Oder nimmt die Seele vielleicht, wie Wachs, Eindrücke auf, und besteht das Gedächtniß in den Spuren der im Geiste aufgezeichneten Dinge? Welche Spuren können von Worten, können von den Dingen selbst zurückbleiben? Was setzte das endlich für eine unermeßliche Größe voraus, um alles das Viele abzubilden?

Ferner jene Kraft, welche sie immer ist, die das Verborgene erforscht, das Vermögen zu erfinden und zu ersinnen — scheint sie dir aus diesem sterblichen, vergänglichen Erdstoffe zusammengesetzt? Oder was sagst du von jenem, welcher zuerst — was dem Pythagoras die Probe höchster Weisheit schien — allen Dingen ihre Namen gab? Welcher die zerstreuten Menschen versammelte und zu einem gesellschaftlichen Leben vereinigte? Welcher die zahllos scheinenden Töne der Stimme durch wenige Zeichen von Buchstaben begränzte? Welcher der Wandelsterne Lauf, Fort-

rücken, Stillestehen bemerkte? Lauter große Menschen; auch die früheren waren es, welche den Gebrauch der Früchte, der Kleidung, der Häuser, und alles dessen, was zu des Lebens Wart' und Pflege gehört, welche die Schutzmittel gegen wilde Thiere erfanden. Diese Menschen sind es, durch welche gemildert und gebildet wir von den nothwendigen Künsten zu den feineren unvermerkt übergingen. Nicht genug — auch für die Ohren ward eine große Lust bereitet, durch Auffindung des Wesens der Töne, und durch harmonische Verknüpfung ihrer Mannigfaltigkeit. Auch zu den Gestirnen hob sich unser Blick, theils zu jenen, die unverrückt an ihren Orten stehen, theils zu den — was sie aber nur dem Worte, nicht der Sache nach sind — zu den Wandelsternen. Ihre Umwälzungen und alle Bewegungen — wer diese zuerst beobachtete, der zeigte es, daß sein Geist ähnlich demjenigen sey, welcher die Sterne am Himmel gebildet. Und wenn Archimedes die Bewegungen der Sonne, des Mondes, der fünf Planeten in einer Kugel verband: so that er dasselbe was jener Platonische Weltbaumeister im Timäus: es sollte durch Langsamkeit und Geschwindigkeit Eine Umdrehung die verschiedensten Bewegungen leiten. Kann dieses in der Welt nicht ohne Gott geschehen: so hätte auch Archimedes nicht ohne göttlichen Geist in der Kugel dieselben Bewegungen nachahmen können.

26. Nicht einmal die bekannteren und in einem helleren Lichte erscheinenden Eigenschaften des Geistes scheinen mir ohne eine göttliche Kraft seyn zu können, so daß ich glaubte, ein Dichter ströme sein gewichtiges und volles Lied ohne himmlische Begeisterung hervor, oder es ergieße

die Beredsamkeit sich ohne eine höhere Kraft, enschwellend in tönenden Worten und gedankenreichen Sprüchen. Die Philosophie endlich, die Mutter aller Wissenschaften, was ist sie anders, als, wie Plato sagt, ein Geschenk, wie ich, eine Erfindung der Götter? Sie wars, welche zuerst uns zum Dienste jener Wesen, hierauf zum menschlichen Gesellschaftsrechte, dann zur Mäßigung und Erhebung der Seele aus der Rohheit hervorführte; sie auch hat vor dem Auge des Geistes den Nebel zerstreut, daß wir den Himmel oben, und die Erde unten, die ersten Ursachen der Dinge, die Entzwecke und die Mittel durchschauten. Wahrhaftig, göttlich scheint mir diese Kraft, die so viele und große Dinge zu bewirken im Stande ist. Denn was ist das Wort- und Sachen-Gedächtniß? was das Erfindungsvermögen? Gewiß das, worüber hinaus auch in Gott sich nichts Größeres denken läßt. Denn nicht an Ambrosia erfreuen sich die Götter, noch am Nectar, noch an der Pokale reichenden Hebe: nicht hör' ich auf Homerus, der den Ganymedes von den Göttern wegen seiner Schönheit geraubt werden läßt, um dem Jupiter als Mundschenk zu dienen. Kein gerechter Grund, warum dem Laomedon so großes Unrecht geschehen sollte. Das hat Homerus erdichtet, und Menschliches auf die Götter übertragen; hätt' er lieber Göttliches auf uns! Was aber ist göttlich? Thätig, weise seyn, erfinden, sich erinnern. Darum ist die Seele göttlich, wie ich sage; ein Gott, wie Euripides zu sagen wagt: und zwar wenn Gott luft- oder feuerartig ist, so ist es auch die menschliche Seele. Denn wie jenes himmlische Wesen rein von Erde und Feuchtigkeit ist: so ist auch die menschliche

Seele dieser beiden Stoffe untheilhaftig. Gibt es aber einen fünften Urstoff, wie ihn Aristoteles zuerst aufführte, so bestehen aus diesem Götter und Seelen. Dieser Ansicht folgend, habe ich dasselbe mit denselben Worten in meiner Trostschrift ausgedrückt, wie folgt:

27. Für die Seelen läßt sich kein Ursprung auf Erden nachweisen. Denn es zeigt sich in den Seelen nichts von Mischung und Zusammensetzung, oder was auf eine Entstehung und Bildung aus Erde hinweise: eben so wenig etwas Feuchtes, etwas Hauchbares, etwas Feuriges. Denn in diesen Stoffen ist nichts enthalten, woraus eine Kraft des Gedächtnisses, der Vorstellung, des Denkens sich ergebe, nichts, was das Vergangene behalten, das Künftige vorschauen, das Gegenwartige auffassen könnte: Alles das ist einzig etwas Göttliches; und es wird sich nichts finden lassen, woher es dem Menschen hätte kommen können, wenn nicht von Gott. Eigenthümlich ist also die Natur und die Kraft der Seele, getrennt von den gewöhnlichen und bekannten Grundstoffen. Was es daher auch sey, das Fühlende, das Verständige, das Lebende, das Thätige — himmlisch und göttlich, und eben darum ewig muß es seyn! Auch von Gott selbst, sofern er Gegenstand des Begriffes ist, können wir uns keinen andern Begriff machen, als daß er ein ungebundener, freier Geist sey, rein von aller Verdichtung sterblicher Stoffe, alles erkennend und bewegend, und selbst mit ewiger Bewegung begabt. Von dieser Art und demselben Wesen ist der menschliche Geist. — A. Wo nun ist, und wie beschaffen ist jener Geist? — M. Wo der deinige, oder wie beschaffen? kannst du es sagen? Wenn ich für meine Ein-

sicht nicht Alles habe, was ich zu haben wünschte, soll ich deinetwegen auch das nicht, was ich habe, benützen dürfen? Nicht so weit geht die Kraft der Seele, um sich selbst zu schauen; aber, wie das Auge, so schaut die Seele, sich selbst nicht sehend, Anderes. Aber was sieht sie nicht? Was das wenigste ist, ihre Gestalt! Diese vielleicht nicht, und doch vielleicht auch wieder. — Aber lassen wir das. Zum mindesten schaut sie doch ihre Kraft, ihren Scharfsinn, ihr Gedächtniß, ihre Bewegung und Schnelligkeit. Das sind die großen, das die göttlichen und unvergänglichen Eigenschaften. — Welche Gestalt, welchen Wohnsitz sie habe, kommt gar nicht in Betracht.

28. Laß mich ein Beispiel geben. Wenn wir die Gestalt und den Glanz des Himmels betrachten: die unbegreifliche Schnelligkeit seiner Umwälzung; den Wechsel von Tag und Nacht; die vierfachen Veränderungen der Jahreszeiten, so angemessen für das Reifen der Früchte und für den Organismus der Körper; und die Sonne, ihren Ordner und Führer; und den Mond, der durch die Zu- und Abnahme seines Lichtes wie ein natürlicher Kalender die Tage bezeichnet; dann in demselben in zwölf Theile eingetheilten Kreise den Schwung der fünf Sterne, welche bei ihren unter einander verschiedenen Bewegungen denselben Lauf gleich regelmäßig behalten; ferner des Himmels nächtliche Gestalt, von allen Seiten durch Sterne geschmückt; und den Erdball aus dem Meere hervorragend, festgeheftet im Mittelpunkte des Weltalls, und in den zwei entgegenliegenden Gürteln bewohnbar, und angebaut; wovon der eine, den wir bewohnen,

„Dem Pole zu gelegen nach dem Sieben=
„Gestirn, von wannen schauriges Gezisch
„Des Aquilo den kalten Schnee bewegt.“

Der andere gegen Süden uns unbekannt, — die Griechen nennen denselben ἀντίχθων (Gegenfüßler); — die übrigen Theile ungebaut, weil sie entweder vor Kälte starren, oder von der Hitze versengt werden: hier aber, wo wir wohnen, nach einer ununterbrochenen Zeitordnung

„Der Himmel schimmert, und die Bäume knospen,
„Und jugendlich umsprossen ihre Ranken
„Die Freudespenderin, die Rebe; unter
„Der Beere Fülle krümmen sich die Aeste;
„Die Saaten reichen Früchte; Alles blüht,
„Die Quellen sprudeln; in Blumen kleiden sich
„Die Fluren — —“

ferner die Menge von Thieren, theils zur Nahrung, theils zum Feldbau, theils zum Zuge, theils zur Bekleidung des Körpers; und den Menschen selbst, als den Betrachter des Himmels und der Götter, und ihren Verehrer; und zu des Menschen Nutzen alle Gefilde und Meere dienstbar — wenn wir, sage ich, das, und anderes Unzählige betrachten: können wir zweifeln, daß diesem Allem vorstehe ein Schöpfer, wofern es, wie Plato will, in der Zeit entstanden ist; oder wofern es von jeher war, wie Aristoteles behauptet, ein Lenker eines so großen Werkes und Schaugebäudes? Eben so verhält es sich mit dem menschlichen Geiste: du siehest ihn nicht, wie du Gott nicht siehst; aber wie du Gott aus seinen Werken erkennest: so magst du aus dem Gedächtniß, aus dem Vermögen der Erfindung, aus

der Schnelligkeit der Bewegung, aus der ganzen Schönheit der Tugend die göttliche Kraft des Geistes erkennen.

29. Aber welches ist nun der Sitz der Seele? Ich glaube das Haupt; und kann Gründe dafür anführen. Doch davon ein andermal; für jetzt — wo sie auch sey, wenigstens in dir ist sie. Welches ist ihr Grundstoff? Wohl ein ihr eigenthümlicher; aber laß sie feuer- laß sie hauchartig seyn: es hat keinen Einfluß auf unsere Untersuchung. Darauf achte allein, daß, wie du Gott erkennest, so unbekannt dir auch sein Ort und seine Gestalt ist, eben so auch dir deine Seele bekannt seyn muß, obwohl du von ihrem Orte und ihrem Aussehen nichts wissen magst. Was aber die Erkenntniß der Seele betrifft, so können wir nicht zweifeln, ohne in der Physik ganz stumpfsinnig zu seyn, daß in den Seelen nichts Gemischtes, nichts Zusammengesetztes, nichts Verbundenes, nichts Zusammengefügtes, nichts Zwiefältiges ist. Verhält es sich aber also, so kann sie auch nicht getrennt, nicht getheilt, nicht zerstreut, nicht aufgelöst werden und folglich auch nicht untergehen. Denn Untergang ist Scheidung, Trennung, Auflösung derjenigen Theile, welche vor dem Untergange durch Verbindung zusammengehalten werden.

Durch diese und ähnliche Gründe bestimmt, suchte Sokrates keinen Sachwalter bei dem ihn treffenden Gerichte über Leben und Tod, zeigte sich gegen seine Richter nicht demüthig; sondern er trat auf mit edlem Trotze, eine Folge seiner Seelengröße, nicht des Stolzes; und so sprach er noch an seinem letzten Lebenstag über denselben Gegenstand ausführlich; und wenige Tage zuvor, da er leicht aus

dem Gefängniß hätte entführt werden können, wollte er nicht; und als er schon beinahe in den Händen jenen Todesbecher hielt, redete er so, deß er nicht zum Tode gedrängt zu werden, sondern in den Himmel emporzusteigen schien.

30. So nämlich dachte er längst, und so sprach er: zwei Wege gebe es, und einen zwiefachen Lauf für die aus dem Körper austretenden Seelen. Diejenigen, welche hier sich mit Lastern befleckt und ganz sich den Lüsten ergeben, durch welche geblendet sie mit Vergehen und Schandthaten gegen sich und ihre Mitmenschen sich besudelten, oder durch Verletzung des Staates unsühnbare Verbrechen auf sich luden, diese Menschen führe die Bahn abwärts, ferne von der Götter Versammlung. Welche sich aber unbefleckt und rein erhalten, und möglichst frei von ansteckender Berührung mit dem Körper, und sich immer von diesem abgerufen; und schon im irdischen Leibe das Leben der Götter nachgeahmt, diesen öffne zu denjenigen, von denen sie ausgegangen, leicht sich die Rückkehr. So erinnert Sokrates auch: wie die Schwäne — nicht ohne Grund dem Apollo geweiht, weil sie von ihm das Ahnungsvermögen erhielten — vorschauend, was im Tode Gutes sey, mit Gesang und Lust sterben: also müssen auch alle rechtschaffenen und einsichtsvollen Menschen thun. Daran hätte auch noch Niemand zweifeln können, ginge es uns bei sorgfältigem Nachdenken über die Seele nicht eben so, wie es oft denjenigen zu geschehen pflegt, welche die Sonne in ihrer Verfinsterung scharf ins Auge faßten, und darüber das Gesicht gänzlich verloren. So wenn der Geist sich selbst beschaut, stumpft

sich bisweilen seine Sehkraft ab: und darüber verlieren wir die Genauigkeit der Betrachtung. Die Folge davon ist, daß zweifelnd, ängstlich schwankend, das Widerstrebende fürchtend, wie ein Kahn auf dem unermeßlichen Meere unsere Vernunft umtreibt. — Doch dieß ist aus älterer Zeit, und aus der Griechischen Geschichte. Cato aber schied so aus dem Leben, daß er eine Ursache des Todes erlangt zu haben sich freute. Denn es verbietet jener in uns herrschende Gott, ohne seinen Befehl von hier wegzugehen. Hat aber gerechten Grund hierzu Gott selbst einmal gegeben, wie einst dem Sokrates, neulich dem Cato, und öfters zu anderer Zeit Anderen: ja! dann wahrlich mag der weise Mann freudig aus dieser Finsterniß zu jenem Lichte hinüberwandeln. Nur wird er nicht selbst jene Bande des Gefängnisses zerbrechen (denn die Gesetze verbieten's); sondern wie von der Obrigkeit, oder von einer gesetzlichen Gewalt, also von Gott abgerufen und entlassen — mag er austreten. Ist ja doch das ganze Leben der Philosophen, wie derselbe Sokrates sagt, eine Todesbetrachtung.

31. Denn was Anders thun wir, wenn wir von der sinnlichen Lust, d. h. vom Körper, wenn wir vom Hauswesen, welches unserem Körper dienen muß, wenn wir von den öffentlichen Angelegenheiten, wenn wir überhaupt von Geschäften die Seele abrufen? Was, sage ich, thun wir alsdann, als daß wir die Seele zu sich selbst zurückrufen, sie nöthigen, sich mit sich zu beschäftigen, und sie möglichst von der Verbindung mit dem Körper entfernen? Trennen aber die Seele vom Körper, das, und nichts anderes, heißt sterben lernen. Darum folge mir! laß darauf uns denken;

entfesseln wollen wir uns vom Körper, d. h. ans Sterben uns gewöhnen. Das wird unser Leben auf Erden schon jenem himmlischen ähnlich machen: und wenn wir dorthin uns, diesen Banden entlassen, aufschwingen, so wird um so weniger der Lauf der Seelen gehemmt seyn. Denn diejenigen, welche immer in den Fesseln des Körpers waren, gehen auch dann, wann sie gelöst sind, langsamer einher; wie wer viele Jahre in Eisen gebunden lag. Und dann erst, wann wir dorthin gelangt sind, werden wir leben! Denn dieses Leben ist eigentlich der Tod; und ich könnte darüber wehklagen, wenn ich wollte. — A. Genug hast du dieß in deiner Trostschrift *) gethan: welche, wenn ich sie lese, mich nichts mehr wünschen läßt, als diese Welt zu verlassen; und seit ich das eben Gesprochene gehört, wünsch' ichs noch sehnlicher. — M. Es kommt die Zeit, und schnell genug; ob du dich sträubest, ob du eilest; denn das Leben fliegt. Der Tod aber ist so wenig ein Uebel, wie es dir jüngsthin däuchte, daß ich fast glaube, es ist für den Menschen eher alles Andere ein Uebel, und es gibt zum mindesten kein anderes Gut, welches mehr Vorzüge hätte; denn entweder werden wir selbst Götter, oder mit Göttern zusammenseyn. — A. Gleich viel. — M. Das wird freilich nicht von Allen gebilligt. Ich aber möchte dich durchaus nicht so in dieser Unterredung entlassen, daß dir noch auf irgend eine Weise der Tod als ein Uebel erscheinen könnte. — A. Wie wäre das möglich nach Allem, was ich

*) Die verloren gegangene Trostschrift Cicero's über den Tod seiner Tochter.

gelernt habe? — M. Wie das möglich sey, fragst du? Schaaren Widersprechender nahen; und nicht bloß Epikureer, die mich nicht kümmern, sondern — auffallend genug! — die gebildetsten Männer; am heftigsten aber hat mein Liebling Dicäarchus gegen unsere Unsterblichkeit geredet. Er schrieb drei Bücher, die Lesbischen genannt, weil der Ort der Unterredung Mitylene ist; in welchem er die Sterblichkeit der Seelen beweisen will. Die Stoiker aber gestatten uns eine Nutznießung des Lebens, wobei es uns, wie den Krähen erginge: die Seelen sollen nämlich, sagen sie, lange, aber nicht immer fortdauern.

32. Willst du nun hören, warum, wenn es auch so sich verhielte, der Tod dennoch nicht unter die Uebel zu rechnen wäre? — A. Nach Belieben. Aber mir wird Niemand die Unsterblichkeit entreißen. — M. Das lobe ich; wiewohl man nie zu sehr auf eine Ueberzeugung bauen muß. Denn oft erschüttert uns ein scharfsinniger Schluß; wir wanken und ändern die Ansicht sogar bei klareren Gegenständen; und bei den gegenwärtigen bleibt immer einige Dunkelheit. Auf diesen Fall also müssen wir gerüstet seyn. — A. Allerdings: aber ich werde mich vor diesem Falle vorzusehen wissen. — M. Haben wir nun einen Grund, unsere Freunde, die Stoiker, nicht aufzugeben? sie, welche den Seelen nach ihrem Austritt aus dem Körper zwar Fortdauer, aber nicht für immer zuschreiben? — A. Geben wir sie immerhin auf! denn das Schwerste bei diesem Gegenstande nehmen sie an, die Möglichkeit einer Fortdauer der Seele ohne Körper; das andere aber, was nicht nur leicht zu glauben ist, sondern auch aus ihrer Ansicht

von selbst folgt, gestehen sie nicht zu, daß die Seele, wenn sie einmal lange fortgedauert, nicht untergehe. — M. Dein Tadel ist gegründet: also verhält sich die Sache. — Aber sollen wir nun dem Panätius glauben, wenn er von seinem Plato sich trennt? Ueberall nennt er ihn den Göttlichen, den Weisesten, den Ehrwürdigsten, den Homerus der Philosophen, und nur in dieser einzigen Ansicht von der Unsterblichkeit der Seelen will er ihm nicht folgen. Er behauptet, was Niemand läugnet, alles, was in der Zeit entstanden sey, gehe auch unter: nun entstehen aber auch die Seelen in der Zeit, wie sich aus der Aehnlichkeit der Erzeugten mit den Eltern ergebe — eine Aehnlichkeit, welche auch im Geiste, nicht bloß im Körper sich ausdrücke. Sein andrer Grund ist: Alles, was Schmerzen fühle, könne auch erkranken; was aber der Krankheit unterworfen sey, das werde auch untergehen: nun fühlen aber die Seelen Schmerzen: also seyen sie auch vergänglich.

33. Das läßt sich widerlegen. Panätius vergaß, daß, wenn man von der Ewigkeit der Seelen spricht, vom Vernunftwesen die Rede ist, welches durch die Unruhe der Leidenschaft nie bewegt wird, nicht aber von jenen Theilen, in welchen Bekümmernisse, Affekte und Lüste hausen: welche Theile der, dem der Widerspruch gilt, von dem Vernunftwesen abtrennt und sondert. Was aber die Aehnlichkeit betrifft, so erscheint diese mehr bei Thieren, deren Seelen vernunftlos sind; die Aehnlichkeit der Menschen aber beschränkt sich mehr auf die Körpergestalt; und in Hinsicht auf die Seelen selbst kommt es sehr darauf an, in welchem Körper sie wohnen; denn oft liegt im Körper ein Grund

der Schärfung, oft der Abstumpfung des Geistes. So behauptet Aristoteles, alle geistvollen Menschen seyen von melancholischem Temperamente (daher mir auch nicht leid ist, wenn mein Blut langsamer fließt); dieß belegt er mit vielen Beispielen, und gibt sodann von dieser Erscheinung, als von einer ausgemachten, den innern Grund an. Wenn also auf die Beschaffenheit des Geistes das im Körper Erzeugte einen so großen Einfluß hat (und von dem Körperlichen, was es auch sey, hängt die Aehnlichkeit ab): so macht Aehnlichkeit das zeitliche Entstehen der Seelen durchaus nicht nothwendig. Ich schweige von der Unähnlichkeit. Daß doch Panätius zugegen wäre! Er lebte zugleich mit Afrikanus. Ich würd' ihn fragen, wem der Seinigen des Afrikanus Bruder-Enkel ähnlich seyn soll; das Gesicht hatte er ganz vom Vater, aber in seinem Leben glich er so sehr allen Verdorbenen, daß er leicht der Verdorbenste gewesen seyn mag; fragen würd' ich ihn, wessen Aehnlichkeit der Enkel des Publius Crassus trug, des weisen beredten Mannes, des Ersten im Staate; und eben so der vielen andern berühmten Männer, die nicht genannt zu werden brauchen, Enkel und Söhne. Doch wohin gerathen wir? Haben wir vergessen, unsere Aufgabe sey jetzt, nachdem wir genug über die Unsterblichkeit sprachen, daß auch dann, wenn die Seelen untergingen, im Tode kein Uebel sey? — A. Ich dachte daran; aber ich ließ dich über dem Vortrage der Unsterblichkeit gerne von jener Aufgabe abweichen.

34. M. Du schaust, wie ich sehe, nach einem hohen Ziele hin, und willst zum Himmel wandeln. — A. Das soll uns, hoff' ich, gelingen. Aber gesetzt, wie jene wollen,

die Seelen dauern nach dem Tode nicht fort, so werden wir, wie du siehst, wenn dem so ist, der Hoffnung eines seligeren Lebens beraubt. — M. Wohl, — doch welches Uebel bringt jene Ansicht? Denn laß die Seele so untergehen, wie den Körper, ist dann noch Schmerz, oder überhaupt Empfindung nach dem Tode im Körper? Niemand sagt dieß; obwohl den Demokritus Epikurus anschuldigt: aber mit Widerspruch von des Demokritus Anhängern. Eben so wenig bleibt dann auch in der Seele Gefühl; denn sie selbst ist nirgends mehr. Wo ist nun das Uebel, da es kein Drittes giebt? Etwa weil die Trennung der Seele vom Körper nicht ohne Schmerz geschieht? Angenommen es sey so, wie unbedeutend ist dieses! Aber ich halte es für falsch; die Trennung geschieht meist ohne Gefühl, bisweilen sogar mit Lust. Doch wie es sich auch verhalte, das Ganze ist leicht; denn es ist augenblicklich. Das ängstigt, oder quält vielmehr, die Trennung von allen Gütern des Lebens. Von den Gütern? vielleicht eher von den Uebeln. Was soll ich nun das Leben der Menschen bejammern? Ich könnt' es mit Fug und Recht. Doch was ists nöthig, jetzt da ich die Meinung, als ob wir nach dem Tode unglücklich seyn werden, zerstören will, das Leben durch Wehklagen noch unglücklicher zu machen? Gethan hab' ich jenes in der Schrift, in welcher ich mich selbst, so gut ich konnte, getröstet habe. Von Uebeln also entführt uns der Tod, nicht von Gütern; wenn wirs genau betrachten. Das ist schon von Hegesias aus der Cyrenaischen Schule mit solcher Fülle entwickelt, daß ihm der König Ptolemäus über den genannten Gegenstand Still-

schweigen in seinen öffentlichen Lehrvorträgen geboten haben soll, weil Viele nach Anhörung desselben sich selbst sollen entleibt haben. So haben wir von Callimachus ein Epigramm auf Cleombrotus von Ambracia: dieser habe sich, ohne daß ihm sonst ein Unglück begegnet wäre, von der Mauer ins Meer gestürzt, bloß auf das Lesen von Platos Schrift hin. Des Hegesias Schrift aber, wovon ich sprach, heißt „Αποκαρτερῶν," („der sich selbst zu Tode Hungernde"), weil darin ein Mann, der durch Enthaltung von Speisen sich das Leben nimmt, von seinen Freunden abgemahnt wird. Diesen antwortet er, und zählt die Beschwerden des menschlichen Lebens auf. Ich könnte dasselbe thun; obwohl ich nicht soweit gehen würde, als jener, nach welchem überhaupt Niemanden das Leben frommt. Ich schweige von Andern — frommt es auch uns [mir]? uns, die wir des Trostes und der Zierde im häuslichen wie im öffentlichen Leben beraubt, durch einen frühern Tod von Uebeln, nicht von Gütern entfernt worden wären.

35. Doch — denken wir uns einen Menschen frei von allem Uebel, welchem das Schicksal keine Wunde geschlagen: jenen Metellus mit seinen vier geehrten Söhnen — steht ihm nicht ein Priamus entgegen mit seinen fünfzig Kindern, von welchen siebzehn ihm die rechtmäßige Gemahlin geboren? Ueber beide hatte das Schicksal dieselbe Gewalt; aber sie fühlen ließ es nur den Einen. Metellus ward von vielen Söhnen, Töchtern, Enkeln und Enkelinnen, auf den Scheiterhaufen gelegt; Priamus, so großen Stammes beraubt, muß zum Altare fliehen, wo ihn Feindes Hand

mordet. Wär' er gestorben beim Leben seiner Kinder, im Wohlstande seines Reiches,

„— als noch bestand die Barbarmacht,
„Mit Prunkgemächern von Goldgetäfel" —

würd' er, sag' an, von den Gütern oder von den Uebeln geschieden seyn? Damals hätt' es wahrlich geschienen — von den Gütern; und dennoch wär' es ihm besser ergangen, und man hörte von ihm nicht so kläglichen Gesang:

„Dieß alles sah durch Flammen ich verheeren,
„Sah Priams Leben durch Gewalt zerstören,
„Und Jupiters Altar durch Blut entehren."

Als ob ihm damals etwas Besseres, denn jene Gewalt hätte begegnen können! Wär' er zuvor gestorben, dann wär' er überhaupt um den Erfolg gekommen; jetzt aber kam er um das Gefühl der Uebel. Mit unserem Freunde Pompejus ward es, da er an einer schweren Krankheit zu Neapel niederlag, wieder besser. Da bekränzten sich die Neapolitaner, sogar auch, man denke! die Puteolaner; und überall in den Städten stellte man öffentliche Dankfeste an — allerdings eine ungereimte Geschäftigkeit, ganz im Geschmacke des Griechenvölkleins; indessen doch von guter Bedeutung. Aber nun — wäre Pompejus damals hingerafft worden, hätt' er sich von Gütern oder von Uebeln getrennt? Wohl von großen Leiden. Denn nicht hätt' er mit seinem Schwäher Krieg geführt, nicht unvorbereitet die Waffen ergriffen, nicht sein Haus verlassen, nicht wär' er aus Italien geflohen, nicht, nach verlorenem Heere, nackt in der Sclaven Schwert und Hand gefallen; seine Kinder wären nicht ausgetilgt; seine Güter nicht von den Siegern an sich gerissen

worden. Wär' er damals gestorben: im höchsten Glückszustande wär' er gestorben; nun ward sein Leben verlängert, und wie vielfach, wie bitter, wie bis zur Hefe mußt' er den Leidenskelch trinken!

36. Das ists, dem man durch den Tod entgeht! Auch wenn es nicht erfolgte, doch weil es erfolgen konnte. Aber die Menschen bedenken's nicht, daß ihnen solches widerfahren könne. Des Metellus Geschick hofft sich ein Jeder; gerade als ob es mehr Glückliche gäbe, denn Unglückliche; oder als ob etwas Sicherers wäre im menschlichen Loose; oder Hoffen vernünftiger, als Fürchten! — Aber zugestanden, daß man der Güter durch den Tod beraubt werde: also vermissen auch die Todten die Vortheile des Lebens und das ist das Unglück? So müßen jene wenigstens sagen. Kann der, welcher nicht ist, irgend etwas vermissen? Es ist ein trauriges Wort, das Wort „Vermissen;" denn es hat die Bedeutung: „Man hat gehabt, hat nicht mehr; man verlangt, man sehnt sich nach etwas, man bedarf's." Das, mein' ich, sind die Nachtheile des Vermissenden. Man vermißt das Gesicht, — dabei ist die Blindheit das Lästige; die Kinder, — dabei ist die Kinderlosigkeit das Lästige. Dieß gilt von den Lebenden; aber die Todten — keiner vermißt das Leben, geschweige denn des Lebens Vortheile. Von Todten sprech' ich, die nichts sind. Wir aber, die wir sind, vermissen wir Hörner oder Flügel? Wer sagt das? Niemand! Warum? Weil man, wenn man nicht hat, was weder durch Gewohnheit noch von Natur uns angefügt ist, dieß nicht vermißt; auch beim Gefühl, daß man es nicht habe. Dieser Beweis muß wiederholt festgehalten werden,

sobald entschieden ist, woran wir unter Voraussetzung der Sterblichkeit der Seelen nicht zweifeln können, daß der Untergang im Tode so gänzlich ist, daß auch nicht die geringste Ahnuug einer Empfindung übrig bleibt. Steht nun dieses fest und ausgemacht, so muß die Bedeutung des Wortes „Vermissen" erforscht werden, damit kein Irrthum im Worte zurückbleibe. „Vermissen" also heißt soviel, als: das entbehren, was man zu haben wünscht. Denn im Vermissen liegt ein Wollen. Im Lateinischen gebraucht man das entsprechende Wort «carere» auch bei andern Gegenständen, die man nicht hat, z. B. beim Fieber; hier aber hat das Wort einen anderen Begriff. Es wird nämlich in anderer Hinsicht auch dann gebraucht, wenn man etwas nicht hat, wovon es Einem beim Gefühl, daß man es nicht hat, gar nicht leid ist, es nicht zu haben. «Carere» im eigentlichen Sinne (im Teutschen „Vermissen"), sagt man vom Uebel nicht; denn es wäre dabei nichts von einem Schmerzgefühle: Das sagt man: ein Gut vermissen — und dieß ist ein Uebel. Aber selbst nicht einmal der Lebende vermißt ein Gut, wenn er desselben nicht bedarf. Indessen hätte es bei einem Lebenden doch noch einen Sinn, wenn man ihm von z. B. sagte: er vermisse ein Königreich. Doch auch nicht bei Allen; von dir namentlich wäre der Ausdruck nicht sehr abgemessen. Er ließe sich von Tarquinius gebrauchen, als er aus seinem Königreiche verstoßen ward: aber bei einem Todten hätte er gar keinen Sinn. Denn zum Vermissen gehört Gefühl; nun ist aber kein Gefühl im Todten; also findet auch kein Vermissen beim Todten statt.

37. Wiewohl, wozu über einen Gegenstand philosophiren, welcher der Philosophie, wie du siehst, nicht sehr bedarf? Wie oft stürzten sich nicht nur unsere Feldherrn, sondern ganze Heere sogar — in einen ungezweifelten Tod? Würde dieser gefürchtet, so wäre Lucius Brutus, dem von ihm vertriebenen Gewaltherrscher die Rückkehr verwehrend, nicht im Treffen gefallen! Nicht hätte Decius der Vater, mit den Latinern kämpfend, mit den Etruskern der Sohn, mit Pyrrhus der Enkel, sich den Geschoßen der Feinde entgegengestellt! Nicht hätte in Einem Kriege fürs Vaterland fallen — die Scipionen Spanien gesehen, den Paullus und Geminus Cannä, Venusia den Marcellus, die Latiner den Albinus, die Lukaner den Gracchus. Ist einer von diesen Männern heute noch unglücklich? so wenig als damals nach dem letzten Hauche. Denn unglücklich kann Niemand seyn, sobald sein Gefühl vernichtet ist. — Aber, sagt man, das eben ist das Verhaßte, ohne Gefühl zu seyn. Verhaßt — wenn es so viel hieße, als dasselbe vermissen. Da es aber deutlich ist, daß nichts in demjenigen seyn kann, der selbst nicht ist: was kann für denjenigen verhaßt seyn, der weder vermißt noch empfindet? Wiewohl, ich wiederhole mich zu oft; aber deßwegen, weil hier allein der Grund liegt jener kleinmüthigen Beengung der Seele aus Furcht vor dem Tode. Denn hat man einmal begriffen, daß, was sonnenklar ist, nach Zerstörung von Seele und Leib, nach gänzlicher Vernichtung des belebten Wesens, und nach völligem Untergange desselben, dasjenige Wesen, welches ein Lebendiges war, zu einem Nichts geworden ist: so wird man auch deutlich einsehen, daß zwischen dem Scheingebilde ei-

nes Hippocentauren und dem König Agamemnon kein Unterschied sey; und daß den Camillus jetzt der gegenwärtige Bürgerkrieg nicht mehr kümmere, als mich zu seinen Lebzeiten die Eroberung Roms bekümmert haben mag. Warum hätte es aber denn doch den Camillus geschmerzt, wenn er geglaubt hätte, daß dergleichen nach ungefähr dreihundert funfzig Jahren erfolgen würde? Und warum wird es mich schmerzen, wenn ich glaubte, in zehntausend Jahren werde ein fremdes Volk unsere Stadt erobern? Weil die Liebe zum Vaterlande so groß ist, daß wir sie nicht nach unserem Gefühle, sondern nach des Vaterlandes Heile messen.

38. Darum hält der Tod, welcher wegen der ungewissen Zufälle täglich droht, und wegen der Kürze des Lebens auf keinen Fall lang ferne seyn kann, den Weisen nicht ab, auf alle Zukunft für den Staat und die Seinigen zu sorgen, und die Nachwelt selbst, auch ohne Gefühl von ihr zu haben, in Bezug auf sich zu denken. Daher kann auch, wer die Seele für sterblich hält, auf Ewiges hinarbeiten, nicht aus Liebe zum Ruhme, den er nicht mehr fühlen wird, sondern zur Tugend, welcher der Ruhm, auch ohne diese seine Absicht, nothwendig folgt. Von der Natur aber ist es so eingerichtet, daß, wie mit unserer Geburt diese Dinge alle für uns zu seyn anfangen, so mit dem Tode sie für uns aufhören. Wie vor der Geburt sich nichts auf uns bezog, so wird nach dem Tode sich nichts auf uns beziehen. Was kann nun hierin für ein Uebel liegen, da der Tod weder auf die Lebenden Bezug hat, noch auf die Gestorbenen? die Einen sind nicht mehr; die Andern berührt er nicht.

Wer sich ein sanfteres Bild vom Tode macht, denkt ihn sich dem Schlafe ganz ähnlich. Doch möchte wohl Jemand so neunzig Jahre verleben, daß er, wenn er sechzig vollendet hat, die übrigen schliefe? Das möchte selbst ein vernunftloses Thier nicht, geschweige ein Mensch. Endymion, wenn wir die Mythen hören wollen, schlief, ich weiß nicht wann, auf Latmos (einem Berge Kariens) ein, und ist, glaub' ich, noch nicht erwacht. Was meinst du nun? kümmert es ihn, wenn Luna sich verfinstert, sie, die ihn eingeschläfert haben soll, um ihn im Schlafe zu küssen? Wie sollt' er darum sich kümmern, wenn er nicht einmal Gefühl hat? Du hast am Schlafe ein Bild des Todes, und hüllest dich täglich darein; und du zweifelst noch, ob im Tode das Gefühl aufhöre, da du doch in seinem Gegenbilde keines gewahr wirst?

39. Hinweg also mit jenen Albernheiten alter Weiber, vor der Zeit sterben, sey unglücklich. Vor welcher Zeit denn? vor der von der Natur bestimmten? Aber diese hat uns das Leben geliehen, wie eine Geldsumme, ohne den Tag zuvor festgesetzt zu haben. Was beklagst du dich also, wenn sie's zurückfordert, sobald sie will? hast du es doch unter dieser Bedingung erhalten! Wenn ein Kind noch jung starb, so glauben dieselben Menschen, müsse man es mit Gleichmuth ertragen; wenn in der Wiege, nicht einmal darob klagen. Und doch trieb von einem solchen die Natur des Geliehene herber ein. Das Kind, sagt man, hatte die Reize des Lebens noch nicht gekostet; ein Anderer aber hoffte schon Bedeutendes, wovon er den Genuß begonnen. Aber im Uebrigen hält man es doch für besser,

etwas, als gar nichts, zu erreichen: warum im Leben nicht ebenso? Wiewohl Callimachus nicht übel bemerkt, Priamus habe weit öfter geweint, als Troilus *). Wer in hohem Alter stirbt, dessen Glück wird gepriesen. Warum? keinem doch, mein' ich, könnte das Leben, wenn es verlängert würde, angenehmer seyn. Denn gewiß giebt es für den Menschen nichts Süßeres, als Klugheit; und gerade diese giebt das Alter, wenn es auch das Uebrige entrafft. — Doch, — welche Lebenszeit ist lang? oder was ist überhaupt für den Menschen lang? Nicht wahr, das Alter

„folgt auf dem Nacken dem Knaben, dem Jüngling,
„und eh' sie es ahnen, erhaschet es sie."

Aber weil wir nichts darüber hinaus haben, so nennen wir dieß lang. Alles das ist bloß nach dem jedem Dinge zugemessenen Theile lang oder kurz. Am Fluß Hypanis, der von Europas Seite ins schwarze Meer fließt, erzeugen sich, nach Aristoteles Berichte, gewisse Thierchen, die nur Einen Tag leben. Welches von diesen nun um die achte Stunde [zwei Uhr Nachmittags] stirbt, stirbt in hohem Alter; welches gar bei Untergang der Sonne, im höchsten; und um so mehr, wenn am Tage der Sonnenwende. Vergleiche unser längstes Leben mit der Ewigkeit; und wir werden beinahe so kurz dauernd, wie jene Thierchen, erfunden werden.

40. Verachten wir also alle Albernheiten — denn welchen gelinderen Namen kann ich solcher Geringfügigkeit ge-

*) Troilus, des Priamus Sohn, der als **Jüngling** von Achilles erschlagen wurde.

ben? — und setzen wir die ganze Bedeutung eines seligen Lebens in Stärke und Größe der Seele, in Geringschätzung und Verachtung der zeitlichen Dinge, und in Erfüllung jeglicher Tugend. Um so mehr dieß, da gerade gegenwärtig die weichlichste Denkweise uns weibisch macht: so daß, wenn der Tod vorher kommt, ehe wir der Chaldäer Verheissungen erreicht, wir, ich weiß nicht, welcher großen Güter beraubt, und getäuscht, hintergangen zu seyn glauben. Schwanken wir denn ängstlich, qualvoll, zwischen Hoffen und Sehnen: o unsterbliche Götter! wie angenehm muß jene Reise seyn, an deren Ziele keine Sorge, keine Bekümmerniß mehr seyn wird! Wie ergötzt mich Theramenes! welche erhabene Seele! Zwar weinen wir, wenn wir es lesen, und doch stirbt der berühmte Mann nicht kläglich. Ins Gefängniß geworfen auf Befehl der dreißig Tyrannen, schlürft er das Gift, wie ein Dürstender, in sich, und gießt das Uebrige so aus dem Becher, daß es widerhallt. Und als er den Hall gehört, spricht er lächelnd: „Dieß sey dem schönen Critias zugetrunken!" Das war der, welcher am schändlichsten gegen ihn gehandelt hatte. Die Griechen haben nämlich bei den Gastmahlen die Sitte, denjenigen zu nennen, dem sie den Becher bringen wollen. So scherzte der herrliche Mann noch in den letzten Zügen, da ihm der Tod schon in den Eingeweiden wühlte: und richtig sagte er demjenigen, welchem er das Gift zugetrunken, seinen bald darauf erfolgten Tod vorher. Wer könnte diesen Gleichmuth einer erhabenen Seele beim Tode selbst preisen, wenn er den Tod für ein Uebel erklärte? In dasselbe Gefängniß und zu demselben Becher kommt wenige Jahre nachher Sokrates, durch das-

selbe Verbrechen seiner Richter, das gegen Theramenes die Tyrannen begangen. Und welches ist nun seine Rede, die ihn Plato vor seinen Richtern, schon zum Tode verdammt, halten läßt?

41. „Große Hoffnung, spricht er, hab' ich, o Richter! daß es mir gut ergehe, da ich dem Tod übergeben werde. Denn nothwendig muß eines von beiden seyn: entweder nimmt der Tod alle Empfindung hinweg, oder man wandert im Tode von hier aus in einen anderen Ort. Darum sey es, daß das Gefühl vernichtet wird, und der Tod jenem Schlummer ähnlich ist, welcher bisweilen, auch ohne Traumgesichte, die sanfteste Ruhe gewährt: gute Götter! welch' ein Gewinn, zu sterben! Oder wie viele Tage kann man finden, die einer solchen Nacht vorgezogen werden dürften! Wird nun dieser Nacht die ganze Dauer der nachfolgenden Zeit ähnlich seyn, wer ist seliger denn ich? Aber wofern wahr ist, was man sagt, daß der Tod eine Wanderung sey in jene Räume, welche die Abgeschiedenen bewohnen: um so viel seliger dann, denjenigen, die hier für Richter gelten wollen, entgangen, und zu denen gekommen zu seyn, welche den Richternamen in Wahrheit verdienen, zu Minos, Rhadamanthus, Aeakus, Triptolemus; und zusammen zu treffen mit denjenigen, welche treu und gerecht gelebt! Solche Reise — kann sie euch geringfügig denken? Und wie? die Befugniß zu haben, mit Orpheus, Musäus, Homerus, Hesiodus zu sprechen, wie hoch denn achtet ihr dieses? Ich wenigstens wollte gerne, wenn's möglich wäre, mehr als einmal sterben, um das, wovon ich spreche, finden zu dürfen. Mit welcher Freude aber würd' ich erfüllt,

wenn ich einem Palamedes, einem Ajax, wenn ich anderen, durch das Urtheil ungerechter Menschen Umstrickten, begegnete! Versuchen auch würd' ich die Klugheit des großen Königes, der das mächtige Heer nach Troja geführt, und die des Ulysses und Sisyphus: und nicht würd' ich deßwegen, wenn ich solches erforschte, wie ich hier schon that, zum Tode verdammt werden. Auch ihr unter meinen Richtern, die ihr mich frei gesprochen habt, brauchet den Tod nicht zu fürchten. Denn nicht kann dem Rechtschaffenen ein Uebel widerfahren, weder im Leben noch im Tode: nie auch werden seine Angelegenheiten von den unsterblichen Göttern versäumt werden. So ist auch dieses mein Schicksal nicht das Werk des Zufalls; und ich habe weder meinen Anklägern, noch meinen Verurtheilern zu zürnen, ausser, daß sie mir zu schaden glaubten." So weit dieses! Doch nichts trefflicher als der Schluß: „Aber Zeit ist es, spricht er, von dannen zu gehen, für mich um zu sterben; für euch um das Leben fortzusetzen. Welches das Bessere sey, wissen die unsterblichen Götter; von den Menschen weiß es, mein' ich, keiner."

42. Wahrlich ein solches Gemüth wünschte ich mir nicht um weniges lieber, als die Glücksumstände aller derjenigen, welche über einen solchen Mann abgeurtheilt haben. Uebrigens, was er sagt, ausser den Göttern wisse es Niemand, welches von beiden das Bessere sey, das weiß er selbst: denn er sprach es zuvor aus; aber jenen seinen Grundsatz, nichts bestimmt zu behaupten, hält er bis ans Ende fest. Wir aber wollen an dem fest halten, daß wir nichts für ein Uebel achten, was allgemeine Naturbestimmung ist: und einsehen wollen wir lernen, daß, wenn der Tod ein Uebel

wäre, das Uebel immer fortdauerte; denn für ein unglückliches Leben scheint doch der Tod das Ende zu seyn: ist aber der Tod ein Unglück, so kann des Unglücks kein Ende seyn. Aber was gedenk' ich eines Sokrates oder Theramenes, der durch Tugend und Weisheit verherrlichten Männer? Hat doch ein Lacedämonier, dessen Name nicht einmal erhalten ist, den Tod so sehr verachtet, daß er, als er zum Richtplatze geführt wurde, verdammt von den Ephoren, und fröhlichen, heitern Angesichtes hinging, auf die Frage eines seiner Feinde: „Verachtest du die Gesetze Lykurgs?" antworten konnte: „Vielmehr weiß ich ihm den größten Dank, daß er eine Strafe mir auferlegte, die ich, ohne zu borgen, bezahlen kann." O ein Mann, Sparta's würdig! so daß wenigstens ich einen so großherzigen für unschuldig verdammt halten möchte. Dergleichen Männer hat unser Staat unzählige hervorgebracht. Doch was soll ich Feldherrn und Staatsmänner nennen, da, nach Catos Berichte, ganze Legionen oft mit frohem Muthe dahin gingen, von wannen sie nicht mehr zurückzukehren gedachten? Mit gleichem Muthe fielen die Lacedämonier bei Thermopylä; welchen Simonides die Grabschrift setzte:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen geseh'n wie das Gesetz es befahl."

Und was sprach jener Feldherr Leonidas? „Voran, tapferes Muthes, Lacedämonier! Heute speisen wir vielleicht in der Unterwelt!" Ein tapferes Volk, so lange des Lykurgus Gesetze lebten. — Vor einem von jenen hatte ein feindlicher Perser in der Unterredung prahlend gesagt: „Die Sonne

werdet ihr vor der Menge der Wurfspeere und Pfeile nicht sehen." „Nun so werden wir, war die Antwort, im Schatten fechten." Von Männern sprech' ich; aber was däucht dir denn von jener spartanischen Frau? Als sie von ihrem ins Treffen gesandten Sohne die Todesnachricht hörte, sprach sie: „Dazu hab' ich ihn geboren, daß es dem Vaterlande nicht fehlte an einem Manne, welcher für dasselbe ohne Bedenken stürbe!"

43. Wohl! tapfer und hart waren die Spartiaten; einen großen Einfluß hat der Geist der Verfassung. Wie? den Theodorus, einen nicht unberühmten Philosophen aus der Cyrenäischen Schule, bewundern wir ihn nicht eben so? Als ihn der König Lysimachus mit der Kreuzigung bedrohte, gab er zur Antwort: „Mit solchen Schreckgestalten bedrohe doch jene deine Purpurträger! Aber für Theodorus ists gleichgültig, ob er auf der Erde oder in der Höhe modre."

Dieser Ausspruch erinnert mich, auch etwas über Beerdigung und Begräbniß hinzuzusetzen. Die Sache hat keine Schwierigkeit, besonders wenn das eingesehen ist, was kurz zuvor über die Empfindungslosigkeit gesagt ward. Wie Sokrates hierüber gedacht habe, erhellt aus der oft angeführten Schrift, in welcher er stirbt. Nachdem er seinen Vortrag über die Unsterblichkeit vollendet hatte, und nun die Stunde des Todes drängte, antwortete er auf die Frage des Crito, wie er begraben seyn wollte: „Viele Mühe, meine Freunde, hab' ich vergeblich aufgewendet! Denn unsern Crito konnte ich nicht überzeugen, daß ich von hier entfliegen, und nichts von mir zurücklassen werde. Indessen, mein lieber Crito, wenn du mich erreichen, oder ir-

gendwo dich meiner bemächtigen kannst — nun! nach Belieben begrabe mich dann! Aber glaube mir, keiner von euch wird, wenn ich von hinnen gegangen, mich einholen." Vortrefflich, denn so ließ er den Freund gewähren, und zeigte zugleich, daß ihn alles dergleichen nicht anfechte. Der rauhere Diogenes mit denselben Grundsätzen, aber als Cyniker härter sich aussprechend, befahl, man sollte ihn unbegraben hinwerfen. Seine Freunde hierauf: „Für Vögel und Raubthiere?" „Nicht doch, war seine Antwort, sondern legt einen Stab neben mich, um sie zu verscheuchen!" „„Wie ist das möglich? du wirst ja nichts fühlen."" „Nun, was schadet mir denn das Zerfleischen der Thiere, wenn ich nichts fühle?" Vortrefflich äusserte sich auch Anaxagoras. Als er zu Lampsakus auf den Tod lag, und seine Freunde ihn fragten, ob er auf den Fall, daß ihm etwas Menschliches widerführe, nach seiner Vaterstadt Clazomenä gebracht seyn wollte: „Das ist, sprach er, nicht nöthig. Denn in die Unterwelt ist es überall gleich weit!" — Mit Einem Worte, wegen der Beerdigung muß man sich allein an den Grundsatz halten: daß sie bloß auf den Körper Bezug hat, die Seele mag nun untergehen, oder fortleben. Im Körper aber bleibt, ob die Seele vernichtet werde, oder sich entschwinge, offenbar keine Empfindung zurück.

44. Doch hier ist Alles voll von Irrthum. Es schleppt den Hektor, den er an den Wagen gebunden, Achilles: er muß wohl glauben, Hektor werde zerfleischt und fühle es. Darum rächt er sich an ihm: nämlich nach seiner Meinung. Jene dagegen bejammerts, als das Bitterste.

„Ich sah' und konnte Aergeres nicht seh'n,
„Den Hektor von dem Viergespann entrafft."

Welchen Hektor? Oder wie lange denn bleibt jener Hektor? Besser Attius, und weise einmal Achilles:

„Nein doch! Nein! den Leib gab ich dem Priamus
„Zurück, den Hektor hab' ich ihm geraubt."

Nicht also den Hektor hast du geschleppt, sondern einen Leib, der einst Hektors gewesen. Sieh' ein Anderer steht aus der Erde auf, der seine Mutter nicht schlafen läßt:

„O Mutter, die du unentschieden jetzt
„In Schlummer wiegst die Sorg', ich flehe dich,
„Die du dich meiner nicht erbarmst, steh' auf,
„Begrabe deinen Sohn —"

Wird nun dieses mit dumpfer, weinerlicher Stimme, welche durchs ganze Theater Wehmuth verbreitet, gesungen: so hält es schwer, diejenigen, welche unbegraben sind, nicht für unglücklich zu halten.

— „eh' Wild und Geyer" ....

Er fürchtet, zerfleischte Glieder weniger gut gebrauchen zu können; doch verbrannte — davor erschauert er nicht.

„Und laß nicht meinen Ueberrest, und diese
„Entblößte, schon von Moder angenagte
„Gebeine schmählich aus einander zerren."

Ich weiß nicht, was er fürchtet: da er so gute Jamben zur Flöte singen kann.

Noch einmal also; halten wir daran fest, daß das nach dem Tode Folgende kein Gegenstand der Sorge seyn darf: wiewohl Viele sogar an ihren todten Feinden Rache üben.

So verwünscht Thyestes bei Ennius in sehr glänzenden Versen den Atreus — daß er im Schiffbruch untergehe; allerdings etwas Hartes! denn ein solcher Tod ist nicht ohne schmerzliche Empfindung: das Andere aber ist nichtig:

„Er selber werd' an rauher Klippenspitze
„Angeheftet, und so häng' er da zerfleischt,
„Mit schwarzem Blut die Felsen überspritzend."

Die Felsen selbst werden nicht mehr alles Gefühles ermangeln, als jener am Felsen hängende, welchem der Andere hier Peinigung anzuwünschen glaubt. Hart wär's, wenn er's fühlte, aber nichtig ist es ohne Gefühl. Doch das ist vollends ganz eitel:

„Nicht nehm' ein Grab ihn auf, des Leibes Port,
„Wo nach dem Ende dieses Erdenlebens
„Der Leib ausruhe von der Leiden Last."

Du siehst, welcher große Irrthum hier zu Grunde liegt. Er meint, es gebe einen Hafen für den Körper, und der Todte ruhe im Grabe aus. Viel hat Pelops verschuldet, daß er seinen Sohn nicht aufgeklärt, noch ihn belehrt hat, in welchem Maaße man sich um Jegliches dergleichen bekümmern dürfe.

45. Aber was soll ich die Meinungen Einzelner ins Auge fassen, da sich die mannigfaltigen Irrthümer von ganzen Nationen der Betrachtung aufdringen? Die Aegyptier balsamiren die Todten ein, und bewahren sie in ihren Häusern auf. Die Perser begraben sie sogar in Wachs verhüllt, damit die Körper so lang als möglich sich erhalten. Die Magier haben die Sitte, die Körper der Ihrigen nicht eher zu beerdigen, als bis sie von wilden Thieren zerfleischt sind.

In Hyrkanien hält das Volk auf gemeine, die Vornehmen auf eigene Kosten, Hunde zu diesem Behufe: das ist nun, wie wir wissen, eine edle Gattung von Hunden; aber jeder wendet sein Vermögen dazu an, um diejenigen sich zu verschaffen, von denen er zerfleischt werden möge; und das halten sie für die beste Art der Beerdigung. Noch vieles Andere hat Chrysippus gesammelt: wie er denn in der Geschichte überhaupt sorgfältig nach Allem späht; aber es ist Einiges so garstig, daß die Rede es flieht und verabscheut. — Den ganzen Gegenstand also muß man gering achten, sofern er uns betrifft; doch soll man ihn bei den Seinigen nicht vernachläßigen: nur mögen wir Lebenden nicht vergessen, daß die Körper der Todten keine Empfindung mehr haben. Wie viel man der Gewohnheit und dem öffentlichen Urtheile zu Gefallen thun müsse, um das mögen sich die Lebenden bekümmern: doch so, daß sie dabei erkennen, nichts gehe dieses mehr die Todten an.

Aber wahrlich den Tod übernimmt man dann mit der gleichmüthigsten Seele, wenn das zum Untergange sich neigende Leben mit seinen ruhmwerthen Handlungen sich trösten kann. Niemand hat zu kurz gelebt, wer vollkommen vollkommner Tugend Dienst geübt hat. Vieles traf in meinem eignen Leben ein, wodurch ein früherer Tod mir zur rechten Zeit zu Theil geworden wäre. O daß ich demselben hätte unterliegen können! War doch nichts mehr für mich zu gewinnen; was ich als Gunst vom Leben erwarten konnte, dessen Maas war voll: mit dem Schicksale waren die Kämpfe übrig. Drum, wenn Vernunftgründe es nicht bewirken, daß wir den Tod verachten können: so sollte doch

das geführte Leben die Ueberzeugung bewirken, daß wir lange genug gelebt haben. Denn ob auch das Gefühl verloren gehe: dennoch ermangeln die Todten nicht ihrer eigenthümlichen Güter, des Ruhmes und der Ehre. Denn der Ruhm, wenn er gleich in sich selbst nicht wünschenswerth seyn mag, folgt doch der Tugend als ihr Schatten.

46. Uebrigens das Urtheil der Menge über rechtschaffene Männer gereicht, wo es statt findet, mehr ihr selbst zum Lobe, als daß es diese glücklich machte. Doch kann ich nicht sagen, Lykurgus, Solon, — wie man das Wort auch nehme — ermangeln des Ruhmes der Gesetzgebung und der Staateneinrichtung; Themistokles, Epaminondas des Ruhmes kriegerischer Tugend. Eher wird Neptunus Salamis selbst zerstören, als des Salaminischen Sieges Andenken! und zuvor wird das Böotische Leuktra vernichtet werden, ehe der Ruhm der Leuktrischen Schlacht. Und noch viel später wird die Sage schweigen von Curius, Fabricius, Calatinus, den beiden Scipionen, den beiden Afrikanus, von Maximus, Marcellus, Paullus, Cato, Lälius, und unzähligen Anderen. Wer von diesen Männern einige Aehnlichkeit sich angeeignet hat, — jedoch so, daß er dieselbe nicht nach dem Rufe des großen Haufens, sondern nach dem wahren Lobe der Trefflichen abmaß — der wird mit zuversichtlichem Geiste, wenn es also geschehen soll, zum Tode schreiten, welcher, wie wir sahen, entweder das höchste Gut, oder doch kein Uebel uns darbietet. Auch wird er mitten im Zustande des Glückes sterben wollen; denn der Güter Anhäufung kann nicht so angenehm seyn, als lästig ihr Abgang ist. Diese Ansicht scheint der Ausspruch

jenes Spartaners anzudeuten, welcher zu Diagoras von Rhodos, einem berühmten Olympia-Sieger, als dieser an Einem Tage seine beiden Söhne als Sieger zu Olympia sehen durfte, hinzutrat, und Glück wünschend zu dem Greise sprach: „Stirb, Diagoras, denn in den Himmel wirst du doch nicht emporsteigen!" Wichtig ist nämlich ein solcher Sieg, vielleicht allzu wichtig den Griechen, wenigstens war er es ihnen damals: und derjenige, welcher zu Diagoras dieß sprach, hielt es für etwas Ausserordentliches, daß drei Olympia-Sieger aus Einem Hause hervorgingen, und darum meinte er, es sey jenem selbst unnütz, länger in einem Leben zu verweilen, wo er der Gewalt des Schicksals ausgesetzt sey. — Und so bin ich denn zum Schlusse gekommen. Ich hatte dir, wie viel genug seyn konnte, mit wenigen Worten, denk' ich, geantwortet; denn du hattest bald zugestanden, daß die Todten in keinem Unglücke seyen. Aber deßwegen war ich bestrebt noch Mehreres zu sagen, weil bei der Sehnsucht und Trauer hierin der wichtigste Trost liegt; denn in unserem eigenen, und dem von uns um unsertwillen geduldeten Schmerze müßen wir uns mäßigen, um den Verdacht der Eigenliebe von uns zu entfernen. Aber unerträglich ist der Schmerz, womit jener Wahn uns peinigt, wenn wir voraussetzen, daß die uns Entrissenen mit Gefühl in jenen Uebeln, wie sie der große Haufe sich vorstellt, sich befinden. Diesen Wahn wollt' ich mir mit der Wurzel ausreißen; und darum war ich vielleicht etwas zu weitläufig.

47. A. Du zu weitläufig? Für mich wenigstens nicht. Der erste Theil deines Vortrages machte, daß ich zu ster-

ben wünschte: der zweite, daß ich mich bald nicht sträubte, bald nicht kümmerte; auf jeden Fall war die Wirkung deines ganzen Vortrages, daß ich den Tod nicht mehr unter die Uebel zähle. — M. Verlangen wir nun auch noch einen rednerischen Epilog? Oder verlassen wir jetzt gänzlich jene Kunst? — A. Nein doch! du darfst sie nicht verlassen, sie, welche du immer geschmückt hast; und zwar mit Recht: denn sie hatte dich, die Wahrheit zu sagen, zuvor geschmückt. Aber welches ist denn jener kunstgemäße Schluß? Was es sey, ich wünsche ihn zu hören. — M. Der unsterblichen Götter Entscheidung pflegen die Philosophen in ihren Lehrvorträgen anzuführen, und zwar nicht als eigene Erfindung, sondern sie berufen sich hierbei auf Herodotus und andere Gewährsmänner. Zuerst werden die Söhne der Argëischen Priesterin, Cleobis und Biton, gepriesen. Die Geschichte ist bekannt. Als nämlich jene zu einem feierlichen und bestellten Opfer nach der Sitte auf einem Wagen fahren mußte, ziemlich weit von der Stadt, nach dem Tempel, und die Zugthiere ausblieben: da stellten sich die ebengenannten Jünglinge, legten ihre Kleidung ab, rieben den Körper mit Oel ein, und traten ans Joch. So fuhr die Priesterin zum Tempel, gezogen von ihren Söhnen. Hierauf soll sie von der Göttin für ihre Söhne als Belohnung der kindlichen Treue das Größte erfleht haben, was dem Menschen von der Gottheit dargereicht werden könne. So halten jetzt die Jünglinge mit ihrer Mutter das Opfermahl, legen sich dann zum Schlafe nieder, und werden am Morgen todt gefunden. Ein ähnliches Gebet erzählt man von Trophonius und Agamedes. Als sie dem Apollo zu Delphi den Tempel erbaut hatten, baten sie ehrfurchtsvoll den Gott um einen Lohn ihres Werkes und ihrer Arbeit; sie verlangten eben nichts Geringes, doch nichts Bestimmtes, sondern nur, was für den Menschen das Beste wäre. Apollo zeigte ihnen an, sie sollten es nach drei Tagen erhalten: und als der dritte Tag ergraute, wurden sie todt gefunden. Dieß gilt nun für die Entscheidung des Gottes, und zwar

desjenigen Gottes, welchem die übrigen Götter es überließen, vor den Andern in die Zukunft zu schauen.

48. Man führt auch eine Erzählung von Silenus an, welcher von Midas gefangen als Geschenk für seine Freilassung dem Könige folgende Lehre gegeben haben soll: „nicht geboren werden, sey für den Menschen bei weitem das Beste; das Nächste, sobald als möglich sterben." Diesen Gedanken hat auch Euripides im Cresphon ausgesprochen:

„Wir sollten bei der Feyer des Gelags
„Das Haus bejammern, wo ein Kind das Licht
„Erblickte; denn wie mannigfaltig sind
„Des Lebens Uebel! Doch wer durch den Tod
„Die schweren Mühen nun geendigt hat,
„Dem sollten Freunde freudig segnend folgen."

Etwas Aehnliches findet sich in Crantors Trostschrift: er erzählt nämlich, ein gewisser Elysius von Terina sey aus schwerer Betrübniß über den Tod seines Sohnes zu dem Ort eines Todtenorakels gegangen, um hier nach der Ursache eines so großen Unglückes zu fragen. Da seyen ihm auf einem Täfelchen folgende drei Verse ertheilt worden:

„Mit unwissendem Geist hinirren im Leben die Menschen,
„Doch dem Euthynoos gönnt den Tod als Gabe das Schicksal,
„Also frommt es ihm selbst, und dir, dem Vater, zu enden!"

Durch solche und andere Gewährsmänner bestätigt man, daß der Gegenstand durch Thatsachen von den unsterblichen Göttern entschieden sey. So hat auch Alcidamus, ein alter, sehr berühmter Rhetor, eine Lobrede auf den Tod geschrieben, welche in einer Aufzählung der menschlichen Uebel besteht. Zwar fehlten ihm die Beweisgründe, welche von den Philosophen mit großer Genauigkeit gesammelt sind: doch fehlte ihm nicht die reiche Fülle der Sprache.

Doch — ein edler Tod, fürs Vaterland erstanden, pflegt von den Rhetoren nicht nur für ehrenvoll, sondern auch für selig erklärt zu werden. Sie beginnen von Erechtheus, des-

sen Töchter sogar begierig den Tod suchten für das Leben der Bürger; sie führen den Codrus auf, der sich mitten in die Feinde stürzte, in Sclavenkleidung, um nicht erkannt zu werden an seinem königlichen Schmucke; weil ein Götterausspruch Athen den Sieg verkündigt hatte, wofern der König fiele. Menöceus wird nicht übergangen, welcher auf ein Orakel hin sein Blut fürs Vaterland verspritzte. Iphigenia ließ sich in Aulis zum Opferaltare führen, „daß der Feinde Blut durch das ihrige entlockt werde." Hierauf kommen sie zu Neuerem.

49. Es leben in ihrem Munde Harmodius und Aristogiton, der Lacedämonier Leonidas, der Thebaner Epaminondas. Die Unsrigen kennen sie nicht; sie aufzuzählen, wäre zu mühevoll: so viele sind der Männer, welchen wünschenswerth der Tod mit Ehre war. — Dessen ungeachtet muß doch große Beredtsamkeit aufgeboten, muß so gleichsam von einem erhöhteren Orte herab öffentlich gesprochen werden, daß die Menschen den Tod zu wünschen beginnen, oder wenigstens zu fürchten aufhören. Denn wenn jener letzte Tag nicht Vertilgung, sondern nur Veränderung des Ortes bringt: was giebt es Wünschenswertheres? Wenn er aber zerstört und Alles vernichtet: was ist besser, als mitten in des Lebens Mühseligkeiten einzuschlafen, und so die Augen schließend in ewige Betäubung hinüberzuschlummern? Geschieht dieses, so hat Ennius besser als Solon gesprochen. Unser Landsmann sagt:

„Niemand schmücke mit Thränen mein Grab, noch folg' er der Leiche
„Klagend! —"

Jener Weise dagegen:

„Nicht sey unbeweinet mein Tod! es bleibe den Freunden
„Kummer! und jammernder Laut folge dem Todten annoch!"

Wir aber, wenn Umstände eintreten, welche einen göttlichen Wink, das Leben zu verlassen, zu enthalten scheinen: wir wollen freudig und dankbar gehorchen, und glauben, daß wir aus einem Gefängniß entlassen, und von Banden erleichtert werden, um entweder in die ewige und die uns eigenthümliche Wohnung zurückzukehren; oder um mit dem Gefühle zugleich auch der Mühseligkeit entbunden zu werden. Wird uns aber kein Wink zu Theil, so sey doch unsere Gesinnung eine solche, daß wir jenen Tag — furchtbar für andere, für uns glücklich achten; und daß wir nichts unter die Uebel rechnen, was von den unsterblichen Göttern, oder von der allgemeinen Mutter Natur festgesetzt ist. Denn nicht durchs blinde Ungefähr, nicht durch den Zufall sind wir zum Daseyn gekommen: sondern wahrhaftig es war ein Wesen, welches für das Menschengeschlecht sorgen wollte: welches nichts schaffen und erhalten konnte, was, wenn es alle Mühseligkeiten erschöpft hätte, dann in des Todes ewig dauerndes Uebel versänke. Ein Port vielmehr ist uns bereitet, und ein Zufluchtsort; dieß sey unsere Ueberzeugung! O daß mit ausgespannten Segeln dorthin einzufahren vergönnt wäre! Werden wir aber durch entgegenwehende Winde zurückgeworfen, doch müssen wir eben dahin, wenn auch etwas später, wieder geführt werden. Was aber Allen unvermeidlich ist, kann das ein Unglück für den Einzelnen seyn? — Hier hast du den Epilog; damit du nicht glaubest, es sey etwas übergangen, oder vergessen. — A. Ja! und zwar hat mich jener Schluß deines Vortrages noch mehr befestigt. — M. Gut denn! Aber nun laß uns ein wenig für die Gesundheit sorgen. Morgen aber, und wie viel Tage wir noch in Tusculum seyn werden, wollen wir mit Aehnlichem, und damit vorzüglich uns beschäftigen, was Kummer, Furcht, Begierden vermindern kann. Denn dieß ist aus der ganzen Philosophie der reichste Gewinn.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cicero, Marcus Tullius, / Kern, Friedrich Heinrich, / Pahl, Wilhelm Matthä
us,

Marcus Tullius Ciceros Werke

Bd.: 1 : Tusculanische Unterredungen ; Bdch. 1

Stuttgart 1827

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/99.3963a-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11073150-5